

Der Verspätete.

Reime von Julius Lohmeyer.

Zu einem Bildchen von Fedor Kliner.

Bist endlich da,
 Du Tausendsassa?
 Bist endlich ausgekrochen?
 Läßt mich hier sitzen und brüten drei Wochen.

Während die anderen
 Kühen
 Längst schon im Gärtchen
 scharren und picken,
 Muß ich geduldig warten
 und harren
 Auf den kleinen Narren,
 Bis eines Morgens der
 kleine Gauch
 Sagt: „Guten Morgen,
 da bin ich auch!
 Wo ist mein Trinken?
 Wo ist mein Essen?
 Ihr habt doch mich nicht
 etwa vergessen?“ —



Ein ganz apartes Dingelchen
 Ist freilich das Schlingelchen!
 Nun wir werden ja sehen.
 Jetzt laß' uns gehen

Unter die Linden,
 Die Andern zu fin-
 den. —

Aber warum er so
 lange blieb,
 Das hat er leider nie
 verrathen;
 Er sagte nur zuwei-
 len: „Piep!“
 Und that just, was
 die Andern thaten.
 Trotz allem Meistern
 und Erziehn,
 Lernt' er nur piepsen,
 scharren, graben;

Was hast denn gedacht?
 Was hast denn gemacht
 Im Eierhäuslein,
 Du gelbes Mäuslein?
 Willst wohl auf Erden
 Was Besonderes werden?

Kurz, ganz besondere Gründe schien
 Der Vorfall grade nicht zu haben.
 Allein der guten Henne blieb
 Der Spätling stets vor Allen lieb;
 Sie hielt den Edlen spät und früh
 Für ein verkanntes Huhngenie.

Räthsel von Friedrich Gull.

1.

Für den Soldaten ist's ein ganz besonderes Glück,
 Kommt er von Schuß und Stich nicht wund aus mir zurück.
 Ein I hinein in's Wort, so könnt' ich etwa sein
 Von Stroh ein Deckel, auch ein Korb groß oder klein.
 Statt f ein f-e-h, sagt's die Erfahrung klar,
 Im Menschenleben zähl' ich dreiunddreißig Jahr.

2.

Reim-Räthsel.

Sputet euch, ihr wig'gen Kameraden,
 Doppelreime gilt es zu errathen.
 Wenn die Morgenwolken sich mit — —,
 Darf ein wacker Reiter nicht vom — —,
 Muß gestiefelt und gespornt sein Roß satteln,
 Und es, ehe der Wachtmeister —, —.

3.

Räthselpruch.

Du kannst nicht immer alle dem, was dir vielleicht ist
 unbequem, —;
 Und ebenso nicht jederzeit, was etwa dir unangenehm —;
 Du hast wohl selber manche Schuld des Danks nicht voll
 zurückgezahlt,
 Und wirst deshalb auch manch ein Blatt in deinem
 Schuldbuch ganz und gar —.

4.

Mit **R** entsteig' ich deinem Schlot;
 Wenn nicht mehr, wär' dein Gast die Noth.
 Mit **S** entström' ich deinem Mund,
 Wenn einmal nimmer, bist du — todt.



Winters Anfang.

Von

Julius Lohmeyer.

Initial von

C. Oeffterdinger.

Wie geht ein Flüchten, Sorgen
 Nun durch die bange Welt;
 Heil dem, der glückgeborgen
 Sein Haus hat wohl bestellt,
 Der nur des Winters Wonnen,
 Doch seinen Grimm nicht kennt! —
 Schon hat mit Macht begonnen
 Sein strenges Regiment.

Man spürt's am eisgen Hauche,
 Die Nacht wird bitter kalt,
 Das Häselein unter'm Strauche
 Sucht Schutz im nahen Wald.
 Im Hofe heult das Hündlein
 Und duckt sich unter's Dach,
 Des Bettlers bleiches Kindlein
 Hält Frost und Hunger wach.

Der strenge Winter breitet
 Sein weißes Tuch wohl aus,
 Doch hat er nicht bereitet
 Den Böglein drauf den Schmaus.
 Und ob die Armen warten,
 Daß sich sein Sinn erweicht,
 Wird ihnen von dem Harten
 Kein Brös'lein doch gereicht.

Doch unter warme Decken,
 Auf schwellend weichem Pfühl
 Könn't ihr euch wohl'ig strecken
 In's Sinnen fein und kühl;

Und wenn mit Wuthgebrause
 Der Schneesturm segt um's Haus,
 Sitzt ihr in warmer Klause
 Und lacht in all den Graus.

Euch wird an jedem Tage
 Das Tischlein neu gedeckt;
 Ihr kennt nicht Noth und Plage,
 Bis euch die Mahlzeit schmedt.
 Daß nichts euch kränkt und schadet,
 Das Mutterauge wacht.
 Wie seid ihr reich begnadet,
 Wie seid ihr wohl bedacht!

Nicht ist's, weil ihr erlesen,
 Noch weil ihr besser Art,
 Daß ihr vor all den Wesen
 Zum Glück berufen wart.
 Nein, darum, daß ihr ihnen
 Erweist, was Gott euch thut,
 Und liebend mögt verdienen
 Das unverdiente Gut.

Er hat seinen Engeln befohlen über dir.

Erzählung von **C. von Sydow.**

Original-*Zeichnungen* von **Julius Kleinmichel.**



Die Bäuerin wurde innerlich so erregt, daß sie sich den Schweiß von der Stirn wischen mußte, bevor sie wieder mit dem Lehrer sprechen konnte. Daß sie seinen Namen nun noch immer nicht erfahren hatte, vergaß sie in der augenblicklichen Verwirrung ganz.

„Ja,“ hob sie wieder an, „wenn wir diese Nacht glücklich überstehn — wenn das Fieber nach Mitternacht fällt, meint der Doctor, dann will er hoffen, daß er die Kleine durchbringt.“ —

„Lieber Gott,“ klagte der Mann, „ich wäre noch so gerne ein Paar Tage mit ihr zusammen gewesen! — Aber — meine Frau wollte mich bei dem Unwetter nicht gehn lassen! — Bitte, bitte! ich bin satt! — ich meine, ich kann nicht essen — ich möchte wieder zu ihr! — Und hier . . .“ der Lehrer stockte eine Secunde, dann sagte er gelassen weiter: „hier störe ich Ihren Mann nur!“ —

Bei diesen Schlußworten flog ein seltsamer Gedanke durch den Kopf der Bäuerin. „Haben Sie Abshagen schon früher gekannt?“ wollte sie fragen; aber in demselben Augenblick stürzte die Magd mit dem Ausruf; „Frau, sie kommt*) über End!“ in's Zimmer, und Lehrer und Bäuerin eilten, alles ver-gessend, an das Bett des kranken Kindes. Die Frau drückte die Kleine mit mütterlicher Sorgfalt in die Kissen zurück und der arme, unbeholfene Lehrer fühlte eine geheiligte Kraft über sich kommen und versuchte, das Kind mit leisen, zärtlichen Worten zu beruhigen. —

Aber das Fieber stieg, wie zuvor, und es schien, als sei das zarte Leben des Mädchens unrettbar in die Hände des Todes gefallen.

Stumme Verzweiflung lagert auf dem Gesicht des Vaters, seine Blicke hängen mit innigster Wehmuth an jeder Bewegung des Kindes, und der Bäuerin zittern bei dem bloßen Anblick des Mannes die Knie. —

Auf seiner blassen Stirn steht es geschrieben, welch ein Schatz von Trost und Hoffnung mit diesem kleinen Mädchen für sein geprüftes Herz aus der Welt gehn würde. Sie mochte ihm nicht nur an Körper, sondern auch an allen Gefühlen und

*) An das Bettende, um herauszuspringen.

(Schluß).

Gedanken ihrer Seele wunderbar gleichen, so daß er in ihr seine eigene Kindheit wieder hatte aufblühen sehn und über ihr zukünftiges Glück einst die Prüfungen des eigenen Lebens zu vergessen hoffte! — Und nun?!

Länger konnte sich der Mann nicht mehr halten; er sank mit gefalteten Händen auf die Knie nieder und betete aus heißem Herzen zu Gott. Anfangs betete er leise, aber nach und nach drängten sich ihm die Worte seines Gebets auf die Lippen und die Bäuerin horchte mit strömenden Thränen auf das, was er sprach.

Und der Bauer? Er steht draußen mit bloßem Haupt in der stürmischen Nacht und blickt unverwandt durch das Kammerfenster auf den knieenden Vater. Manchmal schwimmt es ihm vor den Augen und er preßt die geballte Hand fest auf die klopfende Brust. Als es Mitternacht schlägt, schleicht er fast unhörbar in das Krankengemach.

Der Lehrer kniet jetzt nicht mehr am Boden; er sitzt mit der Bäuerin auf dem Rande des Bettes und zählt die Pulschläge der Kranken, Abshagen bleibt an der Thür zurück. Die Stille in dem kleinen Raum ist so bang und feierlich. —

Erst gegen ein Uhr blickt der Lehrer zu Frau Line auf und sagt tief athmend, mit einem Glanz der Verklärung in den dunklen Augen: „Fünf Schläge weniger.“ — Und als die zweite Stunde voll ist, spricht er kaum hörbar: „Sie ist gerettet!“ —

Da ist die Selbstbeherrschung des Bauern zu Ende; langsam tritt er zu den Uebrigen an's Bett. „Schwager!“ spricht er aus der Tiefe seiner mächtigen Brust und die beiden Männer sehen einander voll an.

Dann fühlen sie, daß sie sich mehr zu sagen haben, als die Stille des Krankenzimmers zuläßt. Ohne weitere Verabredung, ja, sogar ohne ein Zeichen des Einverständnisses, verlassen sie leise, einer hinter dem anderen die Kammer. —

„Schwager“ jummte es im Ohr der Bäuerin nach und wie ein heller Strahl fiel es in das Dunkel ihrer Gedanken. Auf einmal wurde ihr alles klar, was ihr seit der Ankunft des kleinen Mädchens so räthselhaft an ihrem Manne erschienen war. Sie wußte jetzt, wie der Bauer noch am er-

sten Abend bestimmt geahnt hatte, daß die Kleine die Tochter des Lehrers Kobbe wäre. Er mußte sie ja an der auffallenden Ähnlichkeit mit dem Vater erkannt haben! Und nicht nur erkannt haben mußte er sie, er hatte ihr auch sicher in seinem Herzen schon alles abgebeten, was er einst vor Jahren an ihren Eltern gewünscht hatte; denn die Bäuerin konnte sich nicht verhehlen, daß der Alte, so wenig er es Wort haben wollte, weicher geworden war, seit er nicht mehr zur See fuhr und Sommer und Winter, Tag und Nacht mit ihr zusammen lebte.

Die Thränen der Rührung und Demuth traten der guten Frau bei dem letzten Gedanken in die Augen. Doch verweilte sie nicht lange bei diesen Empfindungen, denn das ganze traurige Familienzerwürfniß trat jetzt so deutlich in ihr Gedächtniß zurück, als hätte sie es noch einmal in allen seinen Einzelheiten zu durchleben.

Als der jetzt alte Abshagen noch der junge Abshagen war, als sein Vater noch den Bauernhof bewirthschaftete, er selber aber, ein starker Seemann, durch die Welt fuhr und seine junge Frau nicht als Herrin, sondern als sanfte, stets helfende Schwiegertochter zu Flansch wohnte, um schon im blühenden Sommer die stürmischen Wintermonate herbei zu sehnen, in welchen ihr wilder Schiffer wieder einmal daheim sein würde, diente Minna Abshagen, die zwölf Jahre jüngere Schwester Christophs, als Wirthschafterin auf einem großen Gut, das nicht weit von der nächsten Kreisstadt entfernt lag.

In dieser hatte sie bei einer öffentlichen Festlichkeit einen blutarmen, aus der Fremde dorthin gekommenen Lehrer kennen gelernt. Die jungen Leute hatten sich ohne Wissen der alten Abshagen's miteinander „versprochen“. Kaum aber hatten die Eltern des Mädchens, die „höher“, das heißt, „reicher“ mit ihrer Tochter hinauswollten, von der Verlobung gehört, als sie verlangten, Minna sollte das Verhältniß lösen.

Das Mädchen konnte und wollte sich indessen nicht zu diesem Schritt entschließen; und da sich nun die alten Bauersleute vollständig von ihr lösteten und ihr die nothwendige Ausstattung zu einer Heirath mit dem Lehrer versagten, entschloß sie sich fort zu dienen, um selber das Nöthige zu ersparen. Auch hoffte das Brautpaar, der Lehrer werde bald ein Examen bestehn, auf dessen Grund er eine gute Anstellung bekommen könne. Doch schlug die letztgenannte Hoffnung fehl: der junge Kobbe war wohl klüger und sinniger als viele seiner Collegen, aber er war auch zerstreuter und zaghafter, — und so oft er einen Anlauf nahm das Examen zu ma-

chen, immer meinte er kurz vor dem entscheidenden Augenblick, seine Kenntnisse seien doch noch zu lückenhaft, und trat darum wieder zurück.

Leute, welche ihn näher kannten, behaupteten, die Härte der alten Abshagen's und die Sorgen darüber, was aus seiner Heirath mit Minna werden solle, falls er das Examen nicht bestände, seien hauptsächlich an der Zaghaftigkeit des wunderlichen jungen Menschen Schuld gewesen. —

Als unter solchen Zuständen zwei Jahre vergangen waren, entschlossen sich die Verlobten, ohne die bestandene Prüfung und ohne elterliche Unterstützung zu heirathen, da es Kobbe gelungen war, nicht weit von der Kreisstadt auf dem Lande eine kleine Lehrerstelle zu erhalten.

Aber die Stelle war allzu gering, und es währte nicht lange, so kehrte Hunger und Kummer bei den Eheleuten ein. Als eines Jahres auch noch Krankheit hinzukam, faßte sich der Lehrer auf Zureden seiner Frau ein Herz und ging nach Flansch, wo mittlerweile die Alten gestorben waren und der junge Christoph das Bauerngut übernommen hatte.

Freilich stand der Bruder seit ihrer Verlobung mit dem Lehrer nicht anders zu Minna, als die Eltern; aber die junge Frau glaubte, es sei dies weniger die Schuld des jungen, als die des alten Bauern gewesen, und der Bruder werde ihr jetzt seine Hülfe nicht mehr versagen. — Konnte sie doch auch ihre Schwägerin, die junge Bäuerin Line, von früher her zu gut, als daß sie nicht hätte hoffen sollen, ihr Einfluß werde Christoph vermögen, seinen alten Groll jetzt endlich fahren zu lassen. —

Unglücklicher Weise aber traf der Lehrer gerade zu einer Zeit in Flansch ein, in welcher Frau Line auf einige Tage verreist war, um entfernt wohnende Verwandte zu besuchen.

Es war dies die erste Reise gewesen, welche die junge Bäuerin von Flansch aus gemacht hatte; und bis zum heutigen Tage war es auch ihre letzte geblieben; denn als sie damals heimkehrte und erfuhr, daß Kobbe in ihrer Abwesenheit in Flansch gewesen und von Christoph ohne Unterstützung wieder fortgeschickt worden sei, weil er ihm nicht vergeben konnte, daß er ein armer Schullehrer und kein reicher Bauer war, gelobte sie sich im Stillen, nie wieder — was auch kommen möge — Flansch ohne ihren Mann zu verlassen! —

Und sie hatte nur zu gut gewußt, wie schwer das Geschehene nach allen Seiten hin wiegen würde. Sie hatte gewußt, daß sie ihren Mann nie würde bewegen können, das einmal gesprochene Wort, Kobbe solle ihn hinfort nicht wieder belästigen, zurück-

zunehmen. — Es war ja auch gekommen, wie sie es damals voraussah!

Seit jenem Tage, an welchem der Lehrer Fiansch unverrichteter Sache verlassen hatte, waren die Familien von Bruder und Schwester so getrennt gewesen, daß sie nur selten, und dann auch nur zufällig, von einander hörten. — Auf diese Weise hatte es geschehen können, daß Kobbe seine erste dürstige Lehrerstelle mit der nicht viel besseren zu Kuhlwiß vertauschte, ohne daß man bis zum heutigen Tage zu Fiansch das Geringste davon wußte. —

Wie die Bäuerin jetzt das alles nach langen Jahren noch einmal überdachte, überkam die sanfte Frau eine ungewöhnliche Erregung, welche noch gesteigert wurde, als nach mehr denn einer Stunde der Bauer zu ihr trat und selbst so bewegt war, daß er nicht wußte, wie er reden sollte. —

„Du weißt woll all, Mutter, wer das is,“ sagte er in kurzen Absätzen. „Und wenn er weiter nix kann, Lina, beten lehrt er die Kinder gewiß! — Und die Fianscher Stell is 'ne gute Stell! — Und ich brauch' weiter kein Inserat für 'nen neuen Lehrer auszuklügeln!“ —

„Gott sei Dank!“ war alles, was die Frau antworten konnte; dann strich sie liebevoll die Kissen, auf denen das kleine Mädchen ruhte, und dachte bei sich selber: „Liebe kleine Dirn! — Du bist uns recht als ein Engel vom Himmel geschickt! — Gott wird dich behüten, mein Kind!“ —

Capitel V.

Wie heiter drei Tage später die Sonne auf das Fianscher Küstenland schien! und wie freundlich sie auch in die Schlafkammer der alten Abschagen's blickte, obgleich daselbst Abschied genommen wurde! Der Lehrer Kobbe, welcher wieder nach Kuhlwiß zurückgehn wollte, war noch einmahl an das Bett seiner kleinen Friede getreten, um ihr „Lebewohl“ zu sagen. —

Die Kleine lag zwar noch immer matt in den Kissen; aber ihre schwarzen Augen blickten so klar und freundlich zu dem Vater auf, daß dieser mit der festen Hoffnung abreißen konnte, sie werde in kurzer Zeit wieder ganz hergestellt sein.

Man hatte noch nicht gewagt dem Kinde zu sagen, wie viel seit der Ankunft ihres Vaters hier vor sich gegangen war, da man fürchtete, die Mittheilung dieser ernstesten Dinge werde augenblicklich ihr Gemüth noch zu sehr aufregen. Sie hatte nur erfahren, daß der gute Junge geschrieben habe, er sei glücklich zu seinen Eltern zurückgekommen, und diese Nachricht hatte sie sichtlich beruhigt.

Auch war ihr mitgetheilt worden, daß ihr Vater Lehrer in dem wohlhabenden Fiansch werden solle.

Das alles und obendrein die Erlaubniß, die Bäuerin „Tante“ und den Bauer „Onkel“ zu nennen, machten das kleine Mädchen sehr glücklich.

Manchmal sann sie lange darüber nach, woher es wohl kommen mochte, daß es in Fiansch so viel schöner war als daheim.

Und endlich, kurz bevor jetzt der Vater zu ihr getreten war, um Abschied zu nehmen, hatte die kleine nachdenkliche Kranke es gefunden, warum sie hier so glücklich war. Hier in Fiansch sah Niemand traurig aus, sondern auf allen Gesichtern glänzte es jetzt voll Freude, so hell, wie die liebe Sonne; und was ja das Schönste und das Wunderbarste zugleich war: auch von dem Gesicht ihres Vaters schien aller Kummer und alle Sorge gewichen! — Deshalb konnte sie selbst jetzt nicht betrübt sein, als der Vater von ihr ging.

„Adieu! Adieu!“ flüsterte sie und winkte dem gerührten Vater immer wieder von neuem einen Gruß mit den Augen zu, als wollte sie sagen: „O, ich weiß, warum du so glücklich bist! Wir brauchen nun nicht mehr zu hungern; und Mutter wird auch vergnügt sein und ihren bösen Bruder nun ganz vergessen! — Nicht wahr, es wird schön werden, wenn wir alle erst für immer hier in Fiansch sind?“

Leuchtenden Auges verließ endlich Kobbe das Zimmer und draußen fragte er die Bäuerin, wann wohl die kleine Friede nach ihrer Rechnung kräftig genug sein würde, um in das Elternhaus zurückzukehren. Sie hätte sich so an das liebe kleine Mädchen gewöhnt, sagte die, daß sie sich nur schwer von ihr trennen könnte; auch würde die Kleine mit dem weiten Wege nur einer abermaligen Erkältung ausgesetzt sein. Am besten sei es wohl, sie behielten das Kind die zwei Monate hindurch, welche bis zum Umzug der Familie vergehen würden, noch hier.

In froher Zerstreuung gab Kobbe wirklich seine Einwilligung zu diesem Plan. Wußte er doch vor Ungeduld kaum, was er that und sagte, denn er konnte weder den Augenblick erwarten, in welchem er die Kuhlwißer Lehrerstelle kündigen, noch den, in welchem er seiner Frau alles erzählen würde, was er erlebt.

Da die Bauersleute sahn, daß Kobbe nicht mehr zu halten war, nöthigten sie ihn nicht länger zum Bleiben, und der Bauer sagte nur noch zu guter Letzt: „Grüß auch meine Schwester!“ —

Bei diesen Worten war es, als fühlte sich der Lehrer noch einmal auf Augenblicke an die Schwelle

des Hauses gebannt. „Lebt wohl, Schwager,“ sagte er mit einer Stimme, als thue er einen tiefen Rückblick in dunkle Vergangenheit; „Ihr habt nicht gewußt, was Ihr uns angethan, aber ich weiß, Ihr seid ein Anderer geworden.“

Der Bauer sagte nichts, aber als der Lehrer fortschritt, seufzte er tief auf, denn erst jetzt wußte er ganz, was er an Schwager und Schwester verbrochen hatte. — Aber er war eine zu kräftige Natur, als daß er auch nur auf kurze Zeit seiner Reue hätte erliegen sollen. Das Bewußtsein, daß er mit Gottes Hülfe, wenn auch nicht Alles, so doch Vieles wieder gut machen würde, richtete ihn sofort auf; und mit einem festen, heiter vertrauenden Blicke sah er dem davoneilenden Lehrer nach. —

Die Zeit fliegt schnell dahin, besonders wenn man glücklich und voll Hoffnung ist. So waren auch die zwei Monate, welche der Vater der kleinen Frieda noch in Kuhlwitz zubringen mußte, schnell vergangen. Jetzt war es Frühling und das Eis war

gebrochen. Zwar war es noch rauh und frisch an der wogenden blauen See; aber manchmal wehte es doch schon warm und verheißungsvoll von Süden herauf und die Luft war so voll lachenden Sonnenscheines, daß die weite Küste wie in Düst gebadet erschien. Selbst auf der grauen Düne und über den zerklüfteten Lehnufern lagen dann die schimmernden Schleier des Frühlings, wie Vorboten der weichen, sammteneu Schatten, welche hier an Sommertagen weit ausgebreitet ruhn.

Und war es auch nur ein vorzeitiger Traum, der die Erde beglückte, wußte man auch, daß ihn der nächste rauhe Sturm schon wieder hinweg treiben würde, man fühlte und ahnte doch bereits überall das neue Leben, das da kommen wollte. — Eins war gewiß: das Eis war gebrochen! —

Ja, es war gebrochen, ganz und voll, auch zu Flansch zwischen Bruder und Schwester.

Kobbe und die Seinen waren bereits seit vier Tagen in das im Innern und Aeußern neu hergestellte Lehrerhaus eingezogen, und heute siedelte auch die kleine Frieda vom Bauernhose aus wieder zu ihren Eltern über.

Zur Feier des Tages, und weil es obenein Sonntag war, hatten sich auch der Bauer und die Bäuerin heute Nachmittag im Lehrerhäuschen eingefunden und tranken hier zum ersten Mal mit den versöhnten Verwandten ihren Sichorienkaffee.

Als sie eben so recht behaglich bei einander

saßen, ging die Thür auf und Carl Orth trat zu ihnen. Er hatte längst von der Versöhnung der Geschwister vernommen.

Höchst vergnügt und selbstbewußt trat er herein, denn er hatte bereits Seemannskleider und dicke Wasserstiefeln an, und seit gestern war er auf einem großen Schiff, das nach England und von da aus nach Amerika gehen

sollte, „verheuert“ worden. Ja, es war wohl ein recht stolzes Gefühl, eingeseget zu sein, die Schule hinter sich und die große, abenteuerreiche Welt vor sich zu haben! Deshalb war es ganz erklärlich, daß der gute Junge noch lauter und fester, denn gewöhnlich, auftrat, als er jetzt auf Dunkel und Tante zuging und meldete, daß er gekommen sei Adieu zu sagen.

„Du siehst ordentlich größer aus!“ sagte die kleine Frieda bewundernd, und streckte ihm freudig erregt das Händchen entgegen.

Aber der Dunkel mußte lächeln und meinte, Carl Orth sei doch der eigentliche Friedensapostel gewesen; — er habe ihm ja den kleinen Engel, die Frieda, in's Haus gebracht und damit wäre sein Ruhm für alle Zeit begründet. „Carl Orth soll leben!“ rief er heiter.



Die Absicht des Alten wurde vollständig erreicht: Carl wurde ganz verlegen, als er sich plötzlich so zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gemacht sah. Aber mit den Seemannskleidern war auch schon etwas Seemannskekheit über unsern jungen Freund gekommen, und er parirte lachend den Scherz des Alten.

Nachdem er sich an Speise und Trank gestärkt hatte, verlangte der Onkel, daß er nun endlich sein „Stückchen“ erzählen solle. Und so geschah es auch: als er gegessen und getrunken hatte, nahm er die angemessene Stellung zum Erzählen ein, d. h. er stemmte beide Arme auf den Tisch, legte das Kinn in die Hände, und gab sein und der kleinen Lehrertochter „Stückchen“ zum Besten, welchem Alle mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten.

Frieda hatte ihren Schemel ganz nah herangerückt, um ihrem guten Kameraden beim Erzählen recht genau in's Gesicht sehen zu können.

Deister schauerte die Kleine bei der Erinnerung heimlich in sich zusammen.

Der Bursche hatte sich bei seinem Bericht keineswegs gerühmt; es war ihm auch weder heute noch früher je einen Augenblick der Gedanke gekommen, als hätte er bei dem ganzen Vorfall etwas Ruhmenswerthes gethan.

Der Vater aber und die Mutter Friedas hatten trotzdem wohl aufs neue herausgehört, daß ihr Kind ohne den braven Jungen verloren gewesen wäre. Sie dankten ihm tief bewegt.

Carl fand die Reden der guten Leute sehr sonderbar und es war ihm schon halb leid, daß er sein Abenteuer vor ihnen erzählt hatte.

Er wollte nächsten Mittag Flansch verlassen. Vor Anfang der Schule kam noch die kleine Frieda herüber um Abschied zu nehmen. Der Junge schlief noch. Aber die Tante war bereits vorn in der Stube. „Du kannst mir 'nen Gefallen thun, Friedchen!“ sagte sie; „du hast 'ne schöne Schrift, und mir geht schreiben all schlecht von der Hand. Carl hat von sein Mudding 'nen neues Testamentenbuch geschenkt gekriegt und ich soll ihm auch 'nen Spruch und meinen Namen einschreiben, — du könntst es für mich thun!“

„Ach, Tante, ich weiß einen gar schönen Spruch, den will ich einschreiben!“ rief Frieda. „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ Tante, das ist ein schöner Spruch, nicht wahr?“ —

Die Bäuerin war einverstanden; und so schrieb

die Kleine mit jener schönen, zierlichen Handschrift, welche der ganze Stolz des Lehrers war, ihren Lieblingspruch in das Neue Testament. Aber darunter setzte sie feierlich den Namen der Tante.

Als die Zeit von Frieda's Schulstunde kam, sagten sich die Kinder „Lebe wohl“.

„Ich weiß, daß du es nicht leiden magst, wenn dir gedankt wird,“ flüsterte die Kleine leise, „ich thu' es auch nicht, Carl! — Adieu, guter Carl!“

„Adieu, Friedchen! und bleib' hübsch gesund!“

Da brummte der erste Schlag der achten Stunde vom Thurm der Dorfkirche herab. Frieda drückte ihrem Kameraden ein letztes Mal die Hand; dann lief sie eilig in's Schulhaus hinüber. Noch einmal drehte sie sich nach dem Jungen um, der in der Thüre stehn geblieben war.

Sie gehörte sonst zu den fleißigsten Kindern; aber heute wünschte sie von Herzen, es wären Ferien und sie brauchte nicht in der engen Schulstube zu sitzen. — Es ging ihr so allerlei durch den kleinen Kopf, und manchmal war ihr, als müßte sie bitterlich zu weinen anfangen, weil der gute Junge nun so weit fortging.

Capitel VI.

Neun Jahre waren vergangen seit jener Abschiedsstunde. Damals war es Frühling und jetzt war wieder einmal Winter geworden.

Vor wenigen Tagen war der alte Bauer nach kurzer Krankheit gestorben, bis zum letzten Athemzug von seiner Frau und den Lehrersleuten treu gepflegt. Er lag in der großen Wohnstube des Bauernhauses in einem offenen Sarge und Frieda hielt bei ihm die Todtenwacht. Es war Abend geworden. Zu Häupten des Entschlafenen brannten zwei große Kerzen, und von draußen schien der Mond herein und warf seinen milden Schein auf das stille, ehrliche Gesicht des alten Mannes. Frieda saß mit gefalteten Händen am Sarge und blickte in die Züge des Alten, der sie so geliebt hatte und der jetzt im Tode so freundlich ansah wie in den glücklichsten Augenblicken seines Lebens. Am nächsten Morgen sollte er begraben werden. An Frieda's Geist zogen alle die Jahre vorüber, die sie und die Andern in Flansch mit den Alten verlebt hatten.

Vieles hatte sich in dieser Zeit verändert. Frieda's kranke Schwester, welche früher die Muschelkästchen klebte, hatte freilich auch hier nicht gesunden können, und war noch im ersten Jahr nach ihrem Umzug gestorben.

Vater und Mutter aber waren wieder frisch und fröhlich aufgeblüht. Der Vater hatte sich hier mit der ganzen Sorglichkeit seines Wesens, doch mit frischerem Muthe denn früher, seinem Berufe gewidmet und auch sein Examen noch nachträglich bestanden. Sein wahrhaft frommes, treues Walten hatte seinen Segen über die ganze Gemeinde verbreitet.

Die Mutter hatte ihren alten Frohsinn und ihre herzliche Innigkeit mehr und mehr wieder gewonnen, denn ihre Seele war im Glück wieder aufgethaut.

Die Brüder waren aus dem Vaterhause fortgezogen und brave, fleißige Jünglinge geworden, von denen sich jeder auf seine Weise sein Brod in der Welt verdiente. Frieda selbst aber war daheim die Freude und das Glück ihrer Eltern.

Wenn auch ihre zierliche Gestalt fein und schlant geblieben, so blühte sie doch in frischer Gesundheit; sprachen auch noch immer wie früher ein sinniger Ernst und eine innige Tiefe aus ihren schwarzen Augen, so konnte sie doch auch so fröhlich und ausgelassen sein, daß es eine wahre Lust war sie zu sehen. —

Eine Stunde nach der andern verging jetzt der Wachenden in ernstem Sinnen. Im Hause war alles still und auch auf dem Hofe ließ sich kein Ton vernehmen; — nur von Osten her rauschte die See in tiefen, gedämpften Lauten. „Sie wird nicht lange mehr rauschen,“ dachte Frieda, „der Mond und die Sterne scheinen so klar: es ist scharf kalt. — Vielleicht friert sie wieder zu wie in jenem Winter, als ich von Kuhlwitz am Strande entlang lief und mich mit dem kleinen Orth verirrte.“ —

Und es fiel ihr wieder einmal ein, wie es war, als sie damals zuerst hier in die große Stube eintrat, und der Dufel noch in voller Kraft dort drüben auf dem Sopha saß. „Wen er einmal liebte, den liebte er aus vollem Herzen“, sprach sie bei sich selbst. „Wie gut er damals zu dem Jungen war!“

Ach, und wie gut war er seither auch zu ihr gewesen! —

Heiße Thränen entquollen den Augen des Mädchens, und leise, leise, als lebte er noch und empfindende ihre zärtliche Berührung, streichelte sie dem Todten die Wangen.

Sie war so in ihre Gedanken versunken, daß sie nicht hörte, wie der Hund auf dem Hofe anschlug und wie eine Weile darauf Jemand die Hausthür öffnete, welche die gute Bäuerin in ihrer Betrübnis zu schließen versäumt hatte.

Sie kam erst wieder zu sich, als jetzt die Stubenthür aufging, und ein großer junger Mann hereintrat. Erschreckt stand sie auf und sah dem Unbekannten in das Gesicht.

Aber schnell wurden ihr die fremden Züge vertrauter. Ihr Schrecken verwandelte sich in stilles Erstaunen.

„Carl!“ sagte sie erfreut und bewegt in dem Flüsterston, der ihr schon als kleinem Mädchen immer eigen war und der ihr heute aus Ehrfurcht vor der Majestät des Todes zurückkehrte.

Dann gab sie dem Eingetretenen die Hand und trat schweigend mit ihm an den Sarg.

„Grad gestern kam ich in Brannshagen an,“ flüsterte dieser leise nach einer Weile mit verhaltener Bewegung, „und da sagten sie, daß Dufel todt wäre.“

Und wieder nach einer Weile kehrte er sich ab und ging ein paar Schritte in das Zimmer hinein, denn er wollte seine Thränen vor dem Mädchen verbergen.

Sie aber wußte, weshalb er sich von ihr wandte, und setzte sich wieder still auf ihren alten Platz. — Auch Carl trat bald zurück; er streichelte dem Todten sachte die Hand, wie es Frieda vorhin mit den Wangen gethan hatte.

Das ging dem Mädchen seltsam durch das Herz. „Er ist gut und weich geblieben,“ dachte sie.

Dann sagte sie, leicht über den Todten geneigt und ohne ihn aus den Augen zu lassen: „Du bist lange fortgewesen, Carl! . . . Neun Jahr lang! — Wie ist es dir ergangen?“

„Gut und schlecht —“

„Du hast nicht oft geschrieben“, flüsterte sie weiter.

Der junge Seefahrer wurde so roth, daß man das Blut durch seine Backen schimmern sah.

„Hat Mutter meine Briefe immer hergeschickt?“ fragte er leise.

„Ja, alle.“

„Ich habe keine schöne Schrift. . . . Ich kann besser mit dem Steuer als mit der Feder hantiren.“

„Wär's umgekehrt, wärst du auch kein guter Seemann.“ —

„Nein;“ und dann wurde Carl nachdenklich. Beide saßen lange still an der Leiche.

Endlich stand Frieda auf und trat an das Fenster. Carl folgte ihr langsam.

„Erzähle mir, wie es dir ergangen ist,“ sprach sie.

„Ich hab' manch Schweres auf See durchgemacht“, erwiderte er mit unterdrückter Erregung und einem ernsten Seitenblick auf das fragende Mäd-

chen; „zuletzt hatten wir einen harten Sturm im Canal, daß wir alle meinten, es ginge mit uns zu Ende. Wir kamen im Nebel auf einer Sandbank fest und um Mittag herum zerborst das Schiff — es war noch dazu ein Vollschiff. — Zwei Matrosen und einen Jungmann nahm die Fluth vor unseren Augen weg. Als ich da am Mastbaum hing und meine Kräfte fast zu Ende gingen, denn ich war kurz vorher lange am Fieber krank gewesen, dacht' ich einen Augenblick, ich wollt' mich nur loslassen und hinunter springen, dann wär' alle Qual mit einem Mal vorbei — denn Rettung schien uns nicht mehr möglich, aber — ja, — ja, da fiel mir

der Spruch ein, der in meinem Neuen Testamentbuche steht, und ich ließ nicht los. Es ist doch wunderbarlich, siehst du, aber solch Spruch hat doch 'ne Kraft. Noch Stunden vergingen. Gegen Abend sahen wir ein Schiff auf uns Curs halten. Ich hißte, so gut ich mit der einen Hand konnte, und mit halber Besinnung die

Nothflagge auf, die das Wetter schon mehrmals wieder runtergeschlagen hatte, und gleich fuhr das Schiff forscher. Es war ein „Engländer“ und der Capitain half uns aus der Noth.“ —

Frieda sprach kein Wort, aber ihr Athem ging so schnell, daß der junge Steuermann ihn deutlich hören konnte. —

Sie ging langsam hinüber und setzte sich wieder an den Sarg. Carl folgte ihr.

Lange Zeit verging, ohne daß sie sprachen, aber in ihrem Herzen dachten sie allerlei. Plötzlich sahen sich beide an und reichten sich schweigend über der kalten Brust des todten Onkels die warmen jungen Hände.

Und so sind sie auch zusammengeblieben für das Leben: fest und treu, warm und innig. —

Als man den alten Abshagen begraben hatte und bald darauf sein Testament eröffnet wurde, fand sich darin die Bestimmung, daß Carl Orth den ganzen Bauernhof zu Flansch erben sollte, falls er Willens sei dem Seemannsleben zu entsagen. Die Wirthschaft sollte er sofort übernehmen und Frau Line bis zu ihrem Tode bei sich wohnen haben und versorgen.

Diesen Bedingungen unterwarf sich der junge Mann bereitwillig. Zwar war er mit Leib und Seele Seemann gewesen; aber ein Stückchen fruchtbaren Landes als Herr und Besitzer zu bebauen, war wohl für ihn eine lockende Aussicht. Auch hatte er in diesen neun Jahren das ernste und frohe

Seemannsleben voll auf kennen gelernt, und die Ruhe war ihm erwünscht.

Auf wenige Tage kehrte er jetzt noch einmal zu seinen Eltern zurück, dann übernahm er für immer das Regiment des Rammhofes zu Flansch, und schon im Frühjahr wurden unter der herzlichsten Zustimmung des Lehrers



paars Frieda und er ein Paar.

Alle Leute im Dorfe freuten sich, daß Frieda, die freundliche Lehrerstochter, nun eine reiche Bäuerin wurde, obgleich manche meinten, daß sie doch gar zu zart und fein zur Bäuerin sei. Doch war sie eine so tüchtige und fleißige Bäuerin, wie Frau Line es gewesen war.

„Ja, meine kleine Frau,“ pflegte Carl zu sagen, „die is ordentlich 'n Bischen was Gut's!“ Denn seit er verheirathet war, nannte er seine große schlanke Frieda wieder „klein“, weil ihm das herzlichere klang. — — — — —

Tante Line lebte noch viele Jahre, gepflegt und gehegt von Carl und Frieda, und auch die Lehrersleute genossen noch lange glückliche Jahre im Kreise ihrer wackren Kinder.

Illustrationsprobe aus: Homer's Ilias.

Volks-Ausgabe.

Mit sechs Original-Zeichnungen von Friedrich Preller jun.

Berlag von Alphons Dürr in Leipzig.



Ach, es hatten die Griechen den kranken Helden in Lemnos,
In der göttlichen Insel den Philoktetes gelassen.
Wüthende Schmerzen litt' er, von giftiger Mitter gebissen,
Lag und jammerte; aber es sollten sich bald die Argeier
Bei den Schiffen erinnern des Königes Philoktetes.

Ilias. Gesang II, Vers 607—11.

Als ein Seitenstück zu der im vorigen Jahre erschienenen Volksausgabe der Odyssee mit verkleinerten Darstellungen nach Friedrich Prellers klassischen Odysseelandschaften, erscheint in diesem Jahre ergänzend die Ilias in gleichem Format und in gleicher Ausstattung, mit Original-Compositionen von dem Sohne des berühmten Altmeisters, die ganz in dem Geiste und Charakter jener großartigen historischen Landschaften gehalten sind.

Wir empfehlen beide Werke als besonders werthvolles Weihnachtsgeschenk für die älteren unter unsren jungen Lesern.

Deutsche Kaiserbilder.

Von

Sedor von Köppen.

Mit Original-Zeichnungen von **Woldemar Friedrich.**



IV. Heinrich der Vierte.

1. Die Jugendjahre.

uhmvoll walteten Kaiser Otto's des Großen Sohn und Enkel, Otto II. und Otto III. Beide waren hochsinnige Fürsten von großen Anlagen und edlem Streben, denen das Bild ihres Vaters und Großvaters vorleuchtete, aber beide starben, ehe sie die Höhe des thatkräftigen, schaffenden Mannesalters erreicht hatten. Nicht ohne Mühe gelang es ihnen, ihre Herrschaft in dem Lande jenseit der Alpen aufrecht zu erhalten, dem ihre besten Kräfte gewidmet blieben. Auch unter Heinrich II., dem Heiligen, dem Enkel von Otto's I. Bruder Heinrich, blieb trotz mancher Unruhen und Wirren die Würde des „Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation“ und die Erbschaft der Ottonen unangetastet. Mit ihm starb das Sächsische Kaisergeschlecht aus (1024).

Auf der breiten Rheinebene bei Oppenheim zwischen Mainz und Worms versammelten sich die deutschen Fürsten mit ihren Gefolgschaften zur Königswahl. Auf dem rechten Ufer lagerten Schwaben, Bayern, Ostfranken und Sachsen, auf dem linken Rheinfranken und Lothringer. Alle waren darüber einig, daß nicht Stammesneid die Wahl beeinträchtigen dürfe, sondern daß alle Stämme dem erwählten, würdigsten Haupte sich unterordnen sollten. Als würdigste zur Krone aber bezeichnete man zwei Männer, Enkel jenes Konrad des Rothen, der auf dem Lechfelde gefallen war, beide hervorragend durch Einsicht und Mannestugend. Konrad der Jüngere lenkte mit bescheidenem Sinne und klugem Worte die Wahl auf den älteren Vetter und gab zuerst unter den weltlichen Fürsten seine Stimme für ihn ab; alle übrigen stimmten wie er. So ward Konrad der Ältere oder der Salier auf den Thron erhoben und zu Mainz als König der Deutschen gekrönt.

Konrad eröffnet die Reihe der Fränkischen oder Salischen Kaiser, sämtlich bedeutende und tüchtige Männer: Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. und Heinrich V., wie sie, immer der Sohn dem Vater, einander folgten. Ihre Regierungszeit füllt ein volles Jahrhundert unserer deutschen Geschichte (1024—1125).

Oft spiegeln sich in dem Leben und Wirken eines

hervorragenden Mannes die Kämpfe und Gegensätze seiner ganzen Zeit. Ein wahrhaft großer, in sich festgegründeter Charakter kämpft sie kraftvoll durch bis zum Ziele; ihm gebührt unsere Bewunderung, gleichviel ob er den Sieg erringe oder im Kampfe erliege. Verliert aber der Streiter den Glauben an sein Recht, versagt ihm die sittliche Kraft um das begonnene Werk zur Vollendung zu führen, dann mag er wohl unsere Theilnahme verdienen, er vermag aber nicht unsere Herzen zur Begeisterung fortzureißen. Zu den Männern der letzteren Art gehört König Heinrich IV., dennoch ist sein Lebensbild in mehr als einer Beziehung anziehend und lehrreich, so daß wir gerne bei seiner Betrachtung verweilen.

Zwei Vorfahren hatten Heinrich IV. die Bahn gewiesen, Konrad II. und Heinrich III., beide von eisernem Willen, gebieterischer Strenge und kühner Thatkraft, der letztere außerdem ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Gerechtigkeit. Heinrich III., wegen seiner dunklen Hautfarbe „Der Schwarze“ genannt, zeigte sich als mächtiger Herr im Reiche, welcher die Macht der Herzöge brach und trotzig Vasallen seine überlegene Herrscherkraft fühlen ließ. Er zeigte sich den Römern als der berufene Schirmherr der Kirche, indem er dem Aergerniß, daß drei Bischöfe zugleich sich Papst nannten, ein Ende machte und den päpstlichen Stuhl mit würdigen Deutschen besetzte. Aber auch er erkannte, daß ein so großes Reich, wie das deutsche, nur durch eine volle Manneskraft regiert werden könne. Seine Gesundheit ward schon früh durch die Anstrengungen und Sorgen seines königlichen Berufes erschöpft und seine Blicke ruhten mit Besorgniß auf dem zarten Knaben, der schon in der Wiege zu seinem Nachfolger und zum König der Deutschen gesalbt war.

Im Herbst 1056 war Heinrich III., erschöpft und voll trüber Ahnung, auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz angekommen. Hier traf ihn die erschütternde Nachricht von einer furchtbaren Wendenschlacht, in welcher ein ganzes Sachsenheer vernichtet war. Ein heftiges Fieber ergriff ihn und warf ihn auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erheben sollte.

Zahlreiche Fürsten und hohe Würdenträger umgaben das Sterbelager des Kaisers. Hier standen,

von tiefem Schmerz gebeugt, seine jugendliche Gemahlin Agnes von Poitiers, die nun den Wittwenschleier anlegen sollte, mit ihrem Söhnlein, dem sechsjährigen Heinrich; hier auch der Papst Victor II., welcher gekommen war, um wichtige Dinge mit dem Kaiser zu ordnen. Viele Fürsten und Bischöfe, welche sich zu den Festlichkeiten eingefunden hatten, mit denen die Zusammenkunft des Kaisers und des Papstes in dem nahen Goslar gefeiert werden sollte, schienen jetzt zur Leichenfeier geladen. Der sterbende König ließ noch einmal sein Söhnlein emporheben und von den anwesenden Fürsten als seinen Nachfolger feierlich anerkennen. Mit dringenden Worten beschwor er die umstehenden Großen, seiner Gemahlin, der die vormundschaftliche Regierung zufiel, mit Rath und That beizustehen. Dann verschied er sanft, im noch nicht vollendeten neununddreißigsten Lebensjahre (5. Okt.).

Mit der Todesbotschaft verbreitete sich Trauer und Wehklagen über das Reich. Das Volk empfand es schwer, daß der gewaltige und gerechte Schirmherr des Reiches und der Kirche von hinnen gegangen war, und sah mit banger Besorgniß auf die Erben seiner Macht, das junge Weib und den unmündigen Sohn. Unter den Großen aber, welche der Leiche des Kaisers nach der letzten Ruhestätte im Dom zu Speier folgten, waren manche, welche heimlich frohlockten; denn sie hofften, die schwache Regierung des Weibes zur Wiederaufrichtung ihrer eigenen Macht benutzen zu können.

Vor allem kam es den Fürsten darauf an, den jungen König in ihre Gewalt zu bekommen, um unter dem Scheine der Königsmacht selbst das Reich zu verwalten. Als bald nachdem König Heinrich III. in die Gruft gesenkt war, erhoben sich Stimmen, die

da riefen: „Was soll ein Weib an der Spitze von Männern frommen! Was soll aus dem Königskind in den Händen eines Weibes werden!“ — Und der kühnste unter den geistlichen Fürsten, der ehrgeizige und herrschsüchtige Bischof Hanno von Köln, entwarf mit einigen Andern den Plan, den jungen König gewaltjam dem Einflusse der Mutter zu entziehen.

Es war im Mai 1062, dem lieblichsten Monat des Jahres. Die Ufer des Rheins und die grünen Inseln hatten sich aufs neue mit Blumen und Blättern geschmückt; silbern erglänzte der Strom und das Rauschen seiner Wellen klang wie Frühlingslieder. Jung und Alt zog hinaus von den Burgen und Städten, um den König Mai zu begrüßen und den Sieg des Frühlings über den Winter zu feiern. Auch die Kaiserin Agnes hatte sich mit ihrem Sohne nach dem Rhein begeben, um auf einer Insel, die dem heiligen Ewibert, dem Apostel des Niederrheins, geweiht war, die schönen Tage in Frieden zu verleben*).

Edele Gäste kamen, um der hohen Frau ihre Huldigung darzubringen. Zu den vornehmsten gehörte Bischof Hanno von Köln, ein Mann von strengen Mienen und stolzer Haltung. Ehrfurchtsvoll beugte die Kaiserin das Knie vor dem hohen Geistlichen; mit argwöhnischen Blicken maß ihn der Königsknabe. Mit Hanno erschienen der stolze sächsische Graf Otto von Nordheim, dem die Kaiserin ihr eigenes Herzogthum Bayern verliehen hatte, um den Mächtigen an ihre Person zu fesseln, und Graf Egbert von Braunschweig, des Königs Better.

*) Die Insel lag an der Stelle des heutigen Kaiserwerth, zwischen Düsseldorf und Duisburg; der Strom hat seitdem sein Bett geändert.



Mit einem glänzenden Gastmahl bewirthe die Kaiserin die hohen Fremden. Goldene und silberne Schalen mit den köstlichsten italienischen Früchten schmücken die Tafel und in silbernen Krügen prangt der edle Rheinwein. Bei heiterer Rede werden die schweren Sorgen der Regierung für Augenblicke vergessen, und der Bischof bringt mit glatten Worten den Trinkspruch auf das Wohl der Kaiserin und des jungen Königs aus.

Dem Mahle folgt ein Spaziergang an den schattigen Ufern der Insel. Dort liegt auch die Gondel, auf welcher die Gäste gekommen. Neugierig betrachtet der Knabe Heinrich das reiche Schnitzwerk und die goldene Verzierung. An seiner Seite steht Hanno von Köln. Die Wellen umspielen tanzend das bekränzte Schiff, als lockten sie zu einer Luftfahrt. Arglos überschreitet der Knabe auf die Einladung des Bischofs das Bret, welches das Schiff mit dem Ufer verbindet; ihm folgt der Bischof auf dem Fuße. Auch Otto von Nordheim und Egbert von Braunschweig schließen sich an.

Nun stößt das Schifflein vom Ufer und wird alsbald mit voller Ruderkraft in die Mitte des Stromes getrieben. Dem Knaben ahnt Böses; er verlangt wieder nach der Insel zurückgefahren zu werden, aber man hört nicht auf ihn. Er fühlt nur den kalten, strengen Blick des Bischofs, der auf ihm ruht. Ein kurzer Entschluß — und er springt vom Borde des Schiffes in die Flut. Mit aller Kraft strebt er schwimmend die Insel zu erreichen, wo auf dem Söller der königlichen Pfalz seine Mutter verzweifelt die Hände ringt. Aber das Ufer ist fern und die Wellen treiben und reißen ihn mit sich fort. Schon droht die Strömung ihn hinunterzuziehen, da fühlt er sich von einem starken Arme umfaßt. Es ist Egbert, wenigstens ein ehrlicher Rebel, welcher sein Leben an die Rettung des Königs wagt.*)

Halb bewußtlos wird der Knabe wieder an Bord des Schiffes hinaufgezogen. Noch dünkt ihn, als ob er die bangen Klagen der Mutter vernähme, aber er sieht nur die kalten Gesichter der Fremden und ihre schmeichelnde Rede dringt nicht zu seinem Herzen. So führt ihn der Rachen stromaufwärts bis Köln. Dort liegt die bischöfliche Pfalz, die jetzt das Gefängniß des Königsknaben werden soll. Sein Fuß sträubt sich die Schwelle zu überschreiten, aber er fühlt den Druck einer harten Hand auf seiner Schulter und hört die strenge Stimme des Bischofs:

*) Wir erinnern hier unsere jungen Leser an die Ballade „Der Königsraub“ von Julius Wolff mit Originalzeichnung von Anton von Werner im vierten Bande unserer „Deutschen Jugend“ (Seite 10 und ff.).

„Nur weiter, Königsknabe! Du mußt gehorchen lernen. Fortan wird ein mächtigerer Arm dich leiten als derjenige einer schwachen Frau.“ —

Auch für den Raub der Reichskleinodien war Sorge getragen; denn nach den Ansichten jener Zeit war nur derjenige im Besitze der höchsten Macht, der auch die Zeichen der königlichen Würde in Händen hatte. Während der allgemeinen Verwirrung, die nach der Entführung des Königs in der Pfalz auf der Swibert-Insel herrschte, hatten Männer aus dem bischöflichen Gefolge Scepter, Krone, Schwert und Mantel aus den königlichen Gemächern geraubt und auf ein anderes Schiff gebracht, welches dem ersten folgte. Unter ohnmächtigen Verwünschungen sah das Volk von den Ufern den beiden Raubschiffen nach, auf welchen der übermüthige Priester, gleichsam dem Volke zum Hohne, den König und die Reichskleinodien entführte.

Die unglückliche Mutter, welcher das Liebste, was sie auf Erden besaß, entrisen war und die für ihre Klagen bei den Großen des Reichs kein Gehör fand, wandte der Welt den Rücken und nahm den Schleier der Klosterfrauen. Aus ihrer stillen Abgeschiedenheit folgte sie mit sorgender Theilnahme den weiteren Schicksalen des Knaben, der nun unter fremder Leitung heranwuchs.

Der junge Heinrich konnte keine Zuneigung für seinen Zucht- und Lehrmeister fassen, der ihn so unfaust aus den Freuden einer harmlosen Jugend herausgerissen hatte. Wie viel Neues er auch an dem Hofe des durch Kenntniße und Klugheit ausgezeichneten Bischofs sah, er fühlte sich abgestoßen durch seine herrische Strenge und verschloß sein Herz vor dem finsternen Priester. Aber auch dieser sollte nicht ungestört die Früchte seiner bösen That genießen. Die Großen des Reichs, ob sie gleich nicht die Herrschaft eines Weibes und eines Kindes dulden wollten, gönnten sie noch weniger einem von ihres Gleichen. Hanno's mächtigster Nebenbuhler war der Bischof Adalbert von Bremen und Hamburg, ein von jenem völlig verschiedener Charakter. Er war prachtliebend bis zur Verschwendung, beredt, geistvoll und witzig. An seinem Hofe herrschte nicht kalte Sittenstrenge, wie an demjenigen zu Köln, sondern Genuß und Wohlleben, an dem nur der Bischof selber aus Klugheitsgründen keinen Theil nahm. In Einem stimmten jedoch die beiden Kirchenfürsten überein, in dem Streben nach Reichthum, Glanz und Macht. Wie jener seinen Bischofsitz zu Köln zu einem deutschen Rom erheben wollte, so trachtete Adalbert danach, eine geistliche Schutzherrschaft in den Nord- und Ostseeländern aufzurichten. Beide wünschten, in ihrem

Sinne Einfluß auf den jungen König zu üben und den Schein der Königsmacht für ihre ehrgeizigen Pläne zu borgen.

Adalbert von Bremen brachte es dahin, daß ihm an Hanno's Stelle von den Fürsten die Erziehung Heinrichs und die Reichsgewalt übertragen wurde, und was war natürlicher, als daß der Knabe sich von dem feinen, weltmännischen Wesen des neuen Führers angezogen fühlte, der allen seinen Neigungen und Leidenschaften schmeichelte und ihn auf der Königspfalz zu Goslar mit jugendlichen Genossen ein wildes, ausgelassenes Leben führen ließ. —

Heinrich hatte noch nicht sein fünfzehntes Lebensjahr erreicht, als er auf Adalberts Verwendung für mündig erklärt wurde. In der alten Nibelungenstadt Worms fand am dritten Tage der Osterwoche (29. März 1065) das Fest der „Schwertleite“ statt, welches mit der Mündigkeitserklärung verbunden war. Hohe Gäste, Fürsten, Grafen und Ritter waren in der geschmückten Stadt eingetroffen. Auch die Kaiserin Agnes war aus ihrer Stille hervorgetreten, um dem Feste beizuwohnen. Ihre Augen ruhten mit mütterlichem Stolze auf dem hoffnungsvollen, blühenden Jüngling, welcher vor dem Hochaltare kniete, während der Bischof Eberhard von Trier die Messe las und der Herzog Gottfried der Bärtige von Nieder-Lothringen Helm und Schwert des jungen Königs hielt. Nach der Messe sprach der Bischof den Segen über das Schwert und fragte ihn, ob er allzeit ein treuer Diener Gottes und der Kirche, ein Beschützer der Wittwen und Waisen sein, ungerechten Krieg aber meiden wolle. „Ja, ich will es!“ antwortete Heinrich mit lauter Stimme. Darauf umgürtete ihn der Bischof mit dem ritterlichen Schwerte und erklärte ihn vor versammeltem Volke für mündig.

Für Augenblicke überließ sich der junge König dem stolzen Gefühle der erlangten Selbständigkeit; ja, er dachte daran, die empfangenen Waffen zuerst gegen diejenigen zu kehren, welche ihm seine Jugend so bitter gekränkt hatten. Aber schon hörte er im Geiste die Stimmen der Großen: „So war es nicht gemeint, König, daß du nun über uns nach Willkür herrschen solltest; sondern wir wollen dir deine Rathgeber wählen und du sollst regieren, wie es uns gefällt.“ —

Auf einem Fürstentage zu Tribur (Januar 1066) wurde von allen Seiten Klage wider Adalbert von Bremen erhoben, welcher des Königs Sinn leitete. Hanno von Köln, Otto von Nordheim, der Bayernherzog und die Billunge, Enkel jenes tapferen Kriegsmanns, dem Otto der Große das Herzogthum Sachsen verliehen, führten das Wort. Letztere gehörten zu

den erbittertsten Feinden Adalberts, welcher sie eifrig befehdete und auch Heinrich gegen sie aufreizte. Unverhohlen stellten sie an den jungen König das Verlangen: „Du sollst Adalbert aus deinem Rath entlassen oder du hörst auf unser König zu sein.“ —

Mit grollendem Herzen erfüllte Heinrich die Forderung, in der stillen Hoffnung, daß dereinst die Zeit kommen würde, um an Otto und den Billungen Vergeltung zu üben. Eine andere Demüthigung folgte nach. Den Fürsten gefiel sein zügelloses Leben nicht, und um diesem ein Ziel zu setzen, wünschten sie, daß er sich vermählen möchte. Heinrich war schon seit seinem fünften Jahre mit der jungen Markgräfin Bertha von Savoyen verlobt; aber er hatte wenig Neigung, seine bisherige Ungebundenheit mit den ernstesten Pflichten, die ihm durch einen Ehebund auferlegt würden, zu vertauschen. Auch hierin mußte er dem Dringen der Fürsten nachgeben. Im Juli (1066) fand die Vermählung statt; aber er behandelte ungerechter Weise seine junge und edle Gemahlin lange Zeit hindurch mit Gleichgültigkeit. Erst in der Trübsal lernte er das Gold ihrer Treue schätzen.

So schnell war Heinrich's Traum von einer unumschränkten Königsmacht veronnen. Schon in der Wiege zum König gekrönt, fühlte er bitter seine Abhängigkeit von mächtigen Fürsten, die nur ihren eigenen Vortheil verfolgten. Da füllte sich sein Herz mit Haß und Mißtrauen, und mancher edle Trieb in ihm verdorrte. Obgleich er das Gute wohl erkannte, ließ er sich doch mehr von den Eingebungen des Augenblicks und von seinen Leidenschaften leiten, als von begeisteter Hingebung für das Edle und Wahre. Darum fehlte ihm im Glück die rechte Demuth, im Unglück die sittliche Hoheit. Dennoch rollte auch in seinen Adern das edle Blut der Salier; auch in ihm lebte etwas von dem Herrscherstolz und der Herrscherkraft seines königlichen Vaters, der nur mit dem „langen Arme“ zu winken brauchte, um die unruhigen Völker zu schrecken, und auch in seinem Reichswalten gab es Augenblicke, in denen selbst seine Gegner fühlen mußten: „Das ist der König!“ — So ging seine Regierung unruhig und wechselvoll dahin. Auf jede stolze Machterhebung folgte eine um so tiefere Demüthigung.

2. Der Sachsenaufstand.

Heinrich weilte auf seiner Lieblingspfalz zu Goslar, als ein Edelmann von schlechtestem Rufe, Namens Egino, vielleicht von den Feinden oder falschen Freunden des Königs gedungen, Vorlaß begehrte und erhielt.

„Sei gewarnt, König!“ sprach Egino. „Einer

von des Reiches Fürsten trachtet nach deinem Leben. Es ist Otto von Nordheim, der Bayern Herzog, derselbe, der dem Kölner Bischof einst beigestanden dich zu entführen.“

— „Hüte deine Zunge,“ rief der König, „oder beweise, daß du Wahrheit sprichst!“

„Mich selbst hat er zum Königsmorde verführen wollen,“ fuhr Eginow unbewegt fort, und er wies ein langes Schwert, welches Otto ihm gegeben haben sollte, um die blutige That zu vollziehen. „So wahr Gott lebt, ich rede die Wahrheit!“

Einige Zeit darauf versammelte König Heinrich die Fürsten, unter ihnen Otto von Nordheim, in seinem Hoflager zu Mainz. Vor Aller Angesicht sollte Eginow seine Anklage wiederholen, und er that es und betheuerte sie mit Eiden.

„Glaube ihm nicht, König!“ rief Otto dazwischen. „Ich sehe diesen Menschen heute zum ersten Male, aber ich lese in seinem Angesicht, daß er ein Meineidiger ist und ein Verräther.“

Keiner von den anwesenden Fürsten nahm für Otto das Wort. Endlich beschloßen sie, daß Otto im Zweikampf mit Eginow seine Unschuld durch ein Gottesgericht beweisen solle.*)

Der festgesetzte Tag kam heran. Zu Goslar, wo das Gottesgericht stattfinden sollte, kamen die Fürsten zusammen, — aber Otto blieb aus. Er hielt es für seiner unwürdig, sein Schwert mit dem Blute des Verräthers zu bes Flecken. Da sprachen die Fürsten ihn des Hochverrathes schuldig, erklärten ihn in die Acht und seines Herzogthums sowie seiner Güter verlustig. Bayern übertrug der König an Otto's Schwiegerohn, den Grafen Welf.

Leider ließ sich der König dazu hinreißen, selbst die Burgen seines verhassten Gegners zu überfallen und zu zerstören. Otto von Nordheim aber verband sich mit Magnus Billung, dem Herzoge von Sachsen, und fiel sengend und plündernd in Thüringen ein, wo des Königs Güter lagen. Beide wurden jedoch zur Unterwerfung genöthigt und in Haft gebracht. Dies war das Vorpiel des blutigen Sachsenaufstandes.

Im ganzen Sachsenlande herrschte eine dumpfe Gährung, welche Otto von Nordheim sogleich nach seiner Freigebung durch aufrührerische Reden zu steigern beflissen war. Schon die lange Hofhaltung des Königs in Goslar hatte Mißvergnügen unter

*) Ein Gottesurtheil ward nach den Sitten jener Zeit angerufen, wenn man kein anderes Mittel zur Feststellung der Schuld oder Unschuld des Verklagten kannte. Man glaubte, daß Gott dann selbst für den Unschuldigen zeugen und ihn beschützen würde.

den Sachsen erregt; denn damals war das Hoflager des deutschen Königs ein wandelndes, und die Kosten desselben fielen demjenigen Lande zur Last, in welchem der König verweilte. Nun klagten die Sachsen, daß der König von ihrem Gute schwelge, während der Bauer kaum sein karges Brot habe. Mit finsternen Mienen sahen sie zu den Burgen empor, welche der König auf ihrem Boden angelegt hatte und welche sie Zwingburgen der Freiheit nannten. Für die festeste unter ihnen galt die Harzburg bei Goslar, deren Trümmer auf dem sogenannten Burgberge noch jetzt ihre ehemalige Ausdehnung und großartige Einrichtung ahnen lassen. Von dem Hügelgrücken, der sie trug, erschaut man in nordwestlicher Richtung die Thürme von Goslar, nordwärts die weite Ebene von Niederdeutschland, von wild-rauschenden Wassern durchströmt, südwärts, aus einem wogenden, dunklen Waldmeer hervorragend, das kahle Haupt des Brocken. Mauern, Thürme und Thore zeigten eine ungemeine Stärke und schloßen einen weiten Bezirk ein. Hier hielt der König zum Aergerniß des Sachsenvolkes noch den Herzog Magnus Billung gefangen; denn er kannte die feindselige Stimmung der Sachsen und hütete sich, der drohenden Empörung durch Freilassung des Gefangenen ein Haupt zu geben.

Im Sommer 1073 erließ der König Heinrich ein Heeresaufgebot zum Kriege gegen Polen und bestimmte die Sammelplätze für das Kriegsvolk. Die mißtrauischen Sachsen aber glaubten, die Rüstungen seien gegen sie gerichtet. Von Oberdeutschland zurückkehrend, beschied der König die sächsischen Großen zu einer Unterredung nach Goslar. Sie fanden sich zahlreich ein, aber sie warteten vergebens auf Vorlaß. Endlich am Abend benachrichtigte sie ein Kämmerling, der König sei auf die Harzburg geritten und wolle sie nicht empfangen. Gekränkt über diese unwürdige Behandlung, begaben sich die Großen aus der Pfalz in den Dom und schwuren hier zu nächstlicher Stunde vor dem Altar einmüthig, ihre altväterlichen Freiheiten, wenn es sein sollte, mit den Waffen zu vertheidigen.

Zu Wormsleben am süßen See, nahe bei Eisleben, ward eine große Volksversammlung abgehalten. Hier hielt Otto von Nordheim von einer Anhöhe herab wilde Reden an die Freien des sächsischen Volkes. Viele von den Großen traten als Ankläger des Königs auf und häuften Beschwerden auf Beschwerden, unter ihnen Hermann Billung, der Sohn des gefangenen Magnus, Erzbischof Bezzel von Magdeburg, der Bruder Hanno's von Köln, Bischof Burchard von Halberstadt, endlich auch zwei

Gemeinsfreie, Friedrich vom Berge und Wilhelm, ob seines Reichthums „König von Lodersleben“ genannt. Damit Niemandes Gewissen durch den Treubruch beschwert werde, wurde der dem Könige geleistete Eid für nichtig erklärt, weil Heinrich aus einem rechtmäßigen Könige ein Tyrann geworden sei.

Bald danach zogen die Sachsen in hellen Haufen vor die Harzburg, um die Freilassung ihres Herzogs Magnus zu erzwingen. Heinrich sah kein anderes Mittel der Rettung als schleunige Flucht. In der Stille der Nacht (vom 8. zum 9. August) brach er mit wenigen Begleitern auf. Die Reichs-

kleinodien waren schon am Tage vorher unter besonderer Bedeckung vorausgeschickt worden. Nur mit großen Schwierigkeiten gelang es auf den wilden Gebirgswegen durchzukommen, da die Burg von den Wachen der Aufständigen umstellt war. Jeder Hufschlag in dem feinen Gebirge, jedes Rossgewieher konnte die Flucht verrathen. Ein Waldmann führte den Zug durch die nachtsbedeckte Wildniß. Ost war Heinrich mit seinen Mittern, in der freien Harzluft und dem frischen Thau des Morgens sich badend, auf fröhlicher Jagd hier umhergestreift und hatte den Pfeil

nach dem flüchtigen Hirsch geschandt oder mit dem Speer den grimmigen Bären angegangen. Nun war er selber flüchtig, der größte Herr des Abendlandes vor seinen eigenen Unterthanen.*)

Die Flucht ging zunächst in's Hessische; hier hoffte Heinrich auf den Zuzug deutscher Fürsten mit Streitkräften. Auf einer Versammlung zu Spieß-

*) Unter Gebüsch und altem Gemäuer zeigt man noch heute den Weg, den der fliehende König genommen haben soll, und bis auf die neueste Zeit haben Schatzgräber in dem verschütteten Schloßbrunnen nach der Krone gesucht, die Heinrich der Sage nach auf der Flucht dort versenkt haben soll.

kappel bei Ziegenhain beugte der stolze Salier das Knie vor seinen Vasallen und bat sie flehentlich, ihn nicht im Stiche zu lassen und das Reich vor Schande zu bewahren. Aber statt thatkräftiger Hülfe erhielt er nur ausweichende Antworten und Bertröstungen auf die Zukunft. Auch die Freilassung des Magnus Billung, zu der Heinrich sich jetzt entschloß, kam zu spät, um die harten Gemüther der sächsischen Großen zu versöhnen.

Auf einer Zusammenkunft in Gerstungen mußten die Gesandten des Königs es hören, wie man offen mit der Absetzung des Königs und mit der

Uebertragung der Krone an seinen heimlichen Gegner Rudolf von Rheinfelden, Herzog von Schwaben, drohte. Um den König vor dem Volke zu verdächtigen, ward ein schnödes Bubenstück erdonnen. Aehnlich wie früher jener Egiuo gegen Otto von Nordheim, so trat jetzt ein Mann Namens Reginger, der öfters am Hofe Zutritt gehabt hatte, gegen den König mit der Anklage auf, dieser habe ihn dazu bestechen wollen, den Herzog Rudolf von Schwaben aus der Welt zu schaffen. Die Aussage dieses Verläumders diente Rudolf als Vorwand, um dem Könige die



Treue zu kündigen.

Als Heinrich diese Nachricht erhielt, wallte sein Blut in Born auf. „Mit meinem Schwerte“ — rief er den Boten Rudolfs entgegen — „will ich dieses Lügengespinnt zerreißen; ungeachtet meiner Majestät will ich mit dem Herzog Rudolf kämpfen und durch ein Gottesurtheil seine Bosheit aufdecken.“

— „Nicht so, mein König!“ unterbrach ihn besänftigend Ulrich von Godesheim, der treue Genosse aus der Jugendzeit. „Dein Amt ist es, den Frevel zu strafen; den Zweikampf für dich auszusuchen, das geziemet deinen Treuen.“ Und zu

den Boten gewendet, fuhr er zornig fort: „Diesen Handschuh bringt euerm Herzoge als Pfand, daß Ulrich von Godesheim bereit ist, an jedem Orte und gegen Jedermann die Unschuld seines Königs im Zweikampfe durch Gottesurtheil zu beweisen!“

Rudolf wich der Herausforderung aus, aber der freche Beläumber Reginger nahm sie an. Es sollte jedoch nicht zum Zweikampfe kommen. Der Glende, der im Meineide Gott zum Zeugen anzurufen gewagt, ward kurz vor dem festgesetzten Tage von Wahnsinn befallen und starb in Raserei. Auch diesen Ausgang nahm das Volk für ein Gottesurtheil.

Von den Fürsten und Großen verlassen, flüchtete Heinrich zu den Städten seines fränkischen Stammlandes. Hier fand er die Stimmung anders als in Sachsen. Als er gen Worms kam, das sich die Wiege seiner Vorfahren nannte, zogen ihm die wackeren Bürgeröhne der Stadt zu Fuß und zu Roß im Waffenschmuck entgegen und gelobten, ihm im Kampfe gegen die falschen Fürsten mit Gut und Blut beizustehen. So tröstete deutsche Bürgertreue den König für die Untreue der Großen.

Mit einem kleinen Heere, das er in Franken gesammelt, brach Heinrich auf, um der umlagerten Harzburg und den übrigen Burgen Hülfe zu bringen und die starrköpfigen Sachsen zu bekriegen. Aber der strenge Winter machte die Kriegführung unmöglich. Die sächsischen Großen hatten unterdessen einen Fürstentag nach Fritzlar ausgeschrieben, um einen neuen König zu wählen. Alles deutete darauf hin, daß es nicht mehr auf Rudolf von Schwaben, sondern auf den geborenen Sachsen Otto von Nordheim abgesehen war. In jedem Falle wollte Heinrich die Königswahl hintertreiben, und vermochte dies nur durch einen schleimigen Friedensschluß mit den Sachsen, welcher auch zu Gerstungen — freilich unter sehr ungünstigen Bedingungen für ihn — zu Stande kam. Er mußte versprechen, seine Burgen in Sachsen und Thüringen abbrechen und nicht wieder aufzurichten zu lassen, und Otto von Nordheim in sein Herzogthum Bayern wieder einzusetzen (2. Februar 1074).

Gewiß kamen diese Bedingungen dem Könige schwer an und sein stolzes Herz empörte sich, als er die Ringmauern seiner geliebten Harzburg, die so tapfer allen Stürmen getrogt hatte, nun unter den Werkzeugen seiner eigenen Mannen fallen sah. Kaum aber war Heinrich abgereist, so stürmten die sächsischen Bauern den Burgberg hinan und raubten alles, was an Kostbarkeiten in den königlichen Gemächern und in der Kirche zu finden war. Sie steckten das prächtige Münster in Brand, verschleu-

berten die Heiligthümer und rissen die Gebeine der beiden dort zur Ruhe bestatteten sächsischen Prinzen, eines Bruders und eines Söhnleins Heinrichs IV., aus den Särgen. Durch diese Frevel war der Gerstunger Friede für Heinrich zerrissen.

Im Sommer ordnete der König die Reichsangelegenheiten in den oberdeutschen Herzogthümern und rüstete im Stillen zu neuem Kriege. Die Stimmung war günstig für ihn. Die Franken, die sich noch immer als der älteste und vornehmste unter den deutschen Stämmen fühlten, versprachen ihm Hülfe gegen das widerspenstige Sachsenvolk. Auch Rudolf von Schwaben war verstimmt gegen die Sachsen, weil diese nicht seine, sondern Ottos von Nordheim Königswahl betrieben hatten. So durfte Heinrich daran denken, im nächstfolgenden Sommer den Krieg von neuem zu eröffnen.

Nach Breitung an der Werra zogen die Herzöge mit dem königlichen Heerbann. Unter den ersten erschienen Herzog Rudolf mit den Schwaben und Welf mit den Bayern. Es folgten die Lothringer unter ihren Herzögen Dietrich und Gottfried dem Hödrigen, dann die Ostfranken unter dem Grafen Hermann von Gleisberg. Vor dem fünften Heerhaufen wehte das Reichsbanner, denn ihn bildeten die Rheinfranken, welche der König selber führte. Die letzten Heerhaufen bestanden aus Kriegern von Kärnten, die Gottfried von Zähringen herangeführt, und aus dem raublustigen Volk der Böhmen unter Herzog Bratislaw.

Nach einem anstrengenden Marsche erreichte das Reichsheer die Gegend zwischen Eisenach und Langensalza. Hier wurden Zelte aufgeschlagen und die Feldkessel zur Mahlzeit an die Feuer gesetzt. Der König streckte sich ermüdet auf das Feldbett. Da trat Rudolf von Schwaben hastig in sein Zelt: „Auf, König! die Sachsen lagern kaum eine Stunde von hier, diesseit der Unstrut; sie ahnen unsere Nähe nicht, zechen und würfeln. Noch läßt der Tag Zeit zu einem ehrlichen Kampfe!“

Sogleich sprang Heinrich auf und griff zum Schwerte. Die Trommeten schmetterten durch das Lager, die Mahlzeiten wurden abgebrochen, die Rosse bestiegen.

Verwundert sahen die Sachsen in ihrem Lager bei Hohenburg an der Unstrut den aufsteigenden Staub, das Blitzen der Waffen und Rüstungen. Nun wogte es heran in der ganzen Breite des Gefildes wie ein schimmerndes, eisernes Meer. Der Ruf: „Der Feind ist da!“ durchschallte das Lager. Als bald waren auch die Sachsen gerüstet und die Reiter warfen sich auf ihren frischen Pferden dem

angreifenden Vordertreffen des Königs entgegen. Da geriethen die Schwaben in Verwirrung; Welf mit den Bayern versuchte vergeblich die Schlachordnung wiederherzustellen. Nachdem die Lanzen im ersten heftigen Anrennen gesplittert waren, griff man zu den Schwertern; aber im Fechten zeigten sich die Sachsen, welche meistens zwei oder drei Schwerter oder auch die doppelgriffige Streitaxt führten, den süddeutschen Rittern überlegen. Tapfer kämpfte Rudolf von Schwaben mitten im Getümmel; sein fester eiserner Panzer zeigte eine Menge von Beulen, die von den Streichen der Feinde herrührten. Unter den Sachsen ragte Otto von Nordheim hervor und suchte mit seinem Schwerte die tapfersten Gegner. Da erschienen zur Rechten und Linken des sächsischen Heeres die fränkischen Ritter und entschieden die Schlacht. Unter Tausenden sichtbar saß König Heinrich hoch zu Roß, von goldner Wehr umglänzt, und sah mit stolzem Muth die zunehmende Flucht seiner Feinde. Vergeblich suchte Otto von Nord-

heim durch Bitten, Drohungen und eigenes Beispiel die letzten Schaaren zum Ausharren zu bewegen. Schon brauste vom Saume des Schlachtfeldes eine neue Reiterwolke, die lothringischen Ritter und das gelbe Volk der Böhmen, heran.

Auf ihren schnelleren Rossen entkamen die sächsischen Ritter den langen Schwertern der Franken; aber vergeblich vertheidigte das Fußvolk, die sächsischen Bauern, mit Piken und Keulen das verschanzte Lager gegen die einbrechende Macht. Gegen achttausend Sachsen lagen erschlagen auf dem Blachsfelde; viele Leichname trugen die Wellen der Unstrut hinab. Vor Sonnenuntergang war der König Sieger (13. Juni 1075).

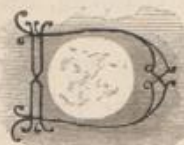
König Heinrich verfolgte seinen Sieg bis vor die Mauern von Halberstadt. Hier entließ er das Heer, denn die Ernte war reif und die Heimath wartete der Schnitter. Nach vollzogener Ernte sollte die blutige Arbeit zu Ende geführt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Des Nordlandkönigs Tod.

Ballade von

Julius Lohmeyer.



Das Meer wogt wild und düster, die
Sonne sinkt in Gluth,
Der Felsburg Porphyrstufen be-
neigt die Purpurstuth.

Da steigt zur Thurmeszinne ein greises Heldenbild,
Der Nordlandkönig Ager, und schlägt an seinen Schild.

Zu dreien Malen tönet der Schildklang wunderbar
Weit durch die stillen Thäler und ruft die Helden-schaar.

Bersammelt in der Halle steht seiner Streiter Macht,
Der Königsheld erhebt sich in dunkler Waffenpracht:

„Ich brach die ew'gen Wälder, von Segen rauscht die
Flur,

Von Siegesthaten leuchtet noch meines Ganges Spur.

Drei Feindesheere schlug ich, drei Reiche zwang mein
Schwert,

Die Götter hielt ich heilig und hielt die Väter werth.

Nun kommt der Tod geschritten, der mich darnieder-
rafft

Zum letzten Sichenlager, aushöhlend Mark und Kraft.

Doch steig' ich unbezwungen vom Throne in das Grab,
Eh' er der Hand entwunden den goldnen Herrscherstab.“

Er schritt hinab die Stufen, schwarz rauschte sein Gewand,
Es lag mit schwarzen Segeln ein schwarzes Schiff am
Strand.

Der König grüßt die Treuen, stumm steht die bange
Schaar,

Der Priester reicht mit Schweigen den Fackelbrand ihm dar.

Der König steigt zu Schiffe, dumpf klagt der Trauerchor,
Die Flamme züngelt lodernnd am Tafelwerk empor.

Die schwarzen Segel schwellen, am Steuer steht der Tod,
Die Gluth erfaßt die Masten, der Sturm erfaßt das Boot.

Der Held sitzt auf dem Throne, ein Steinbild unbewegt,
Um das die rothe Flamme den Königsmantel schlägt.

Hoch flammt empor die Lohe, hell strahlt die Nacht umher,
Den Heldenleib begraben die Flamme und das Meer.

Und dumpfe Todtenklage und düst'rer Trauerfang
Hallt durch die stille Mondnacht den weißen Strand
entlang.

Sonnenaufgang.

Märchen russischer Sage, erzählt von **Werner Sahn**.

Original-Zeichnung von **Eugen Klimsch**.



Es waren ein Mann und eine Frau. Die hatten ein kleines Heimwesen: ein Haus, darin sie wohnten, ein Paar Ställe, in denen ihr Vieh war, einen Keller und eine Scheune, worin sie ihre Vorräthe sammelten. Sie hatten durch Fleiß und Verstand es allmählig zu diesem Besitz gebracht. Ihre Knechte und Mägde hielten sie in Ordnung; sie sorgten, daß ihr Vieh gesundes Futter habe; sie ließen die Wochen im Jahre nicht vorübergehn, ohne, wie es gerade war, zu düngen und pflügen, zu säen und harken, zu sammeln und einfahren. Aber ihr Besitz war nur klein, namentlich im Vergleich zu dem ihrer Nachbarn.

Gegen Sonnenuntergang war das Land frei und offen; da waren mehrere solcher Heimwesen aufgebaut. Gegen Sonnenaufgang aber war ein dichter Wald. Wege führten nicht hinein. Man pflegte den Wald nicht zu betreten, auch nicht einmal, um Holz für den Heerd und den Ofen zu brechen. Das wuchs in zahlreichen Hecken und Büschen, an Bach- und Seerainen. Der Wald dagegen war ganz verwachsen und sehr alt. Man wußte nicht, wie groß er war, nicht, wie er innen beschaffen war.

Nach einiger Zeit geschah es, daß jenem Manne und seiner Frau ein Kind geboren wurde, ein Töchterlein. Da sagten der Mann und die Frau: „Jetzt müssen wir noch einmal so fleißig und sparsam sein als vordem; nun wissen wir doch, für wen wir arbeiten und wer dessen bedürfen wird.“

Das Kind hatte eine überaus freundliche und lachende Art. Wer es ansah, dem wurde das Herz leicht; nach wem es die Händchen streckte, der wollte ihm gern etwas zu Liebe thun; wem es entgegenlief, der kam ihm den doppelten Weg zuvor. So war es von den frühen Jahren an und so blieb es, auch als es mehr und mehr heranwuchs. An jedem Tage schaute jeder von den Knechten und Mägden und von allen, die im Hause ein- und ausgingen, darnach, sie einmal zu Gesicht zu bekommen. Erst wenn sie sie gesehen hatten, schien ihnen das Licht des Tages aufgegangen zu sein. Sie wurde so sehr der Liebling Aller, daß man ihren Taufnamen beinahe vergaß. Man nannte sie allgemein „Sonnenaufgang“.

Als Sonnenaufgang in die Jahre gekommen war, daß ihre Eltern dachten: „Jetzt ist es Zeit, sie auch an die Arbeit zu gewöhnen; denn was hilft Besitz und Wohlstand, wenn man nicht den Fleiß und die Uebung hat, die zum Erhalten und Erwerben erforderlich sind?“ da war es ein leichtes Umgehn mit dem Kinde. Für alles, was sie verrichten sollte, zeigte sie sich willig und geschickt. Daß sie bei einer Arbeit ermüdete, war nie der Fall. Sie hatte alles früher beendet, als ihre Eltern erwarteten, und daß ein Fehler, eine Flüchtigkeit dabei vorgekommen wäre, konnte niemals nachgewiesen werden.

Als Sonnenaufgang älter geworden war und ihre Kräfte weiter reichten, so daß sie nicht mehr bloß unter der Aufsicht der Mutter arbeitete, sondern bei den Verrichtungen im Garten, auf den Wiesen und Feldern gebraucht werden sollte, da brachte ihre Anwesenheit unter den andern Arbeitern der Wirthschaft die größte Freude hervor. Aber mit der Freude war ein Benehmen verbunden, das den Eltern nicht wohlgefiel. Denn wo sie hinkam und arbeiten wollte, traten alle, die in der Nähe waren, herzu und sagten: „Sieh uns zu, Sonnenaufgang, du bist unsre Herrin; wir machen es schnell für dich.“ Wenn Sonnenaufgang sich dann sträubte ihre Hilfe anzunehmen, dann hatten Andre schon das Meiste von ihrer Arbeit vollendet.

Die Eltern brauchten mit dem, was auf diese Weise geschafft wurde, nicht unzufrieden zu sein. Denn wo ihr Kind sich befand, wich auch von denen, die sie sahen, jede Ermüdung. Und am Abend jedes Tages zeigte sich nicht, daß etwas versäumt, vielmehr daß Doppeltes und Dreifaches gethan war. Aber um ihres Kindes willen war ihnen die Dienstfertigkeit der Leute nicht nach Wunsche. „Sie gewöhnt sich an Nichtsthun,“ dachten sie, „und ihr Herz saugt Hochmuth ein.“

Nachdem in der Seele der Eltern solche Gedanken aufgekommen waren, mißchten sich bald noch andre dazu. „Es ist nichts Gutes um's ewige Lachen und Spielen. Arbeit fordert Ernst. Nicht der ist tüchtig, der etwas schnell und glatt macht, sondern der Ausdauer zeigt und sich überwinden kann.“ Und sie fingen an zu bereuen, daß sie der Art des Kindes nicht früher Einhalt gethan hatten.

„Wir hätten auch nicht zugeben sollen,“ sprachen sie, „daß man sie Sonnenaufgang nenne! Muß sie nicht denken, etwas Andres als alle Menschen zu sein?“

Und Vater und Mutter beschloßen, ihr die Art der gewöhnlichen Menschen aufzunöthigen. „Da sie nun ein erwachsenes Mädchen ist, so ist es die höchste Zeit, daß sie arbeiten und sein, leben und reden lerne, wie alle Menschen und wie es für unsre Verhältnisse paßt.“

und sagte: „Sonnenaufgang, gib mir etwas zu essen.“ Und das Mädchen antwortete: „Gern würde ich dir etwas zu essen geben; aber ich habe ja nichts. Ich darf auch nicht aus der Stube hinaus, dir etwas zu holen. Aber willst du von dem Speck ein wenig abbeißen, womit ich das Spinnrad schmiere, so thue es; ich werde mich behelfen.“ Und das Mäuschen dankte und aß von dem Speck.

Während es noch aß, vernahm man ein Tapsen



Da gab ihr die Mutter eine große Menge Flachs zu spinnen und hieß sie damit allein in die Spinnstube zu gehen, auch nicht eher zurückzukommen, als bis alles aufgesponnen sei. Es war aber schon ziemlich spät am Tage und die Dämmerung nicht fern. Auf dem Heerd unterm Rauchfang brannte das Feuer.

Da kam, als der letzte Strahl des Tages aus der Höhe der Luft hinweggeflogen war, ein Mäuschen aus der Ritze. Schnell lief es zum Spinnrad hin, sprang auf die Schürze des fleißigen Mädchens

und Brummen und durch die Thür kam ein großer Bär herein. Der klappte und klappte langsam auf dem Estrich der Stube bis zum Spinnrad heran. Da sah er das Mädchen mit seinen wilden Augen an und sagte: „Sonnenaufgang, nun komm; du sollst mit mir Blindekuh spielen.“

Da erschrak Sonnenaufgang sehr und dachte: „O weh, wenn mir doch einer von diesem Bären helfe! Faßt der mich mit seinen Krallen, so reißt er mir die Haut von Schultern und Armen.“

Noch bevor Sonnenaufgang das zu Ende ge-

dacht hatte, faß das Mäuschen auf der andern Seite ihr auf der Schulter und flüsterte in ihr Ohr: „Fürchte dich nicht, Sonnenaufgang; sage zu ihm: ja, wir wollen spielen. Lösch' dann das Feuer auf dem Heerde aus und setze dich hinter das Spinnrad in die Ecke. Ich werde statt deiner rennen und kleine Glocken läuten, damit der Bär glaubt, er höre die Glöckchen an deinen Ohrringen klingen.“

Und das Mädchen sagte darauf muthiger: „Ja, Zottelbär, sehr gern; wir wollen zusammen Blindenkuh spielen. Aber erst muß ich auf dem Heerd das Feuer auslöschen, damit du mich nicht sehen kannst. Geh so lange weit von mir hinweg.“

Da verzog sich der Bär an's andre Ende der Stube. Das Mädchen aber stellte das Spinnrad in die Ecke, löschte das Feuer aus und verkroch sich.

Unterdessen fing das Mäuschen an, die kleinen Glocken zu läuten. Sogleich tappte der Bär auf die Stelle zu. Das Mäuschen aber sprang ans andre Ende und läutete wieder. Und wieder tappte der Bär zu ihm hin. Das Mäuschen hatte flinke Beine und machte weite Sprünge; der Bär hatte beschwerliche Tazen und machte ungeschickte Schritte. Immer läutete es weit von der Stelle, wo er sich befand. Das Mäuschen machte Alles mit lustigem Muth; der Bär wurde immer müder. „Ich fange dich doch, ich fange dich doch, Sonnenaufgang!“ rief er und nahm seine Kräfte zusammen. Es vergingen die Stunden. Schon war Mitternacht vorüber, schon krächte der Morgenhahn; und immer noch lief das Mäuschen unter dem Bären hinweg und sprang über ihn hin; das Mäuschen war überall, war oben und unten. Hier läuteten die kleinen Glocken, da läuteten die kleinen Glocken. Es war dem Bären, als wenn die Glocken zur selben Zeit in allen Ecken läuteten. „Ei, ei, Sonnenaufgang, jetzt fasse ich dich!“ rief der Bär und sprang nach rechts. Weg war das Mäuschen und läutete links. Vom häufigen Drehen wurde dem Bären schwindlich. Er stolperte hin, lag da und keuchte vor Müdigkeit. „Genug, genug, Sonnenaufgang!“ rief der Bär, „du bist meine Herrin im Blindenkuh spielen.“

Da fühlte das Mädchen Mitleid mit dem Bären und trat aus dem Winkel hervor, ihm mit ihrem Tuche Kühlung zuzuwenden.

„O weh,“ seufzte der Bär, „das kühlt mich nicht. Du mußt mir den Pelz ausziehen.“

„Wie soll ich dir den Pelz ausziehen?“

„Hier, an der rechten Vordertage faß' an!“

Und kaum daß Sonnenaufgang mit ihren Fingern den nachtschwarzen Pelz berührt hatte, da schäumten Lichtwellen um beide, um den Bären und das Mädchen, so daß sie geblendet die Augen schloß. Als sie aber gleich darauf sie wieder öffnete — sich! — wessen Hand hielt sie? und wer hielt die ihre?

„Wir sind in unserm Schlosse,“ sagte der Prinz, der mit freudestrahlendem Antlitz vor ihr stand. „Du hast mich erlöst und den Wald entzaubert. Im ganzen Reiche wirst du nun herrschen. Alle Wege des Landes wirst du täglich in meiner goldnen Kutsche durchfahren; und Allen im Volke wirst du mit deinem Blicke das Herz erleichtern, daß ihnen ihre Arbeit und ihr Tagewerk zu Spiel und Freude und Lust wird, daß nirgends um Mühjal eine Klage, noch um Noth ein Streit ausbricht. Deinem Vater und deiner Mutter aber habe ich zum Entgelt für dich eine Heerde Pferde und zwölf Wagen frisch geschnittenen Weizens gesandt.“

Sonnenaufgang herrschte nun an der Seite ihres jungen Gemahls in dem großen Reiche, wo vordem ostwärts von ihrem väterlichen Heimwesen der weglöse, dicht verwachsene Wald gestanden hatte.

Und täglich, wenn sie durch das Land ihres Gemahls fuhr, lenkte sie auch ein wenig seitwärts zum Hofe ihrer Kindheit, und grüßte, wie vordem, Vater und Mutter und Alle mit ihrem Blick. Und Vater und Mutter freuten sich des Glückes ihrer Tochter.

Die erste Regierungsmaßregel aber, die Sonnenaufgang von ihrem Gemahl erbat, war, daß allen Kragen im Reiche kleine Glocken um den Hals gebunden würden.

„Das ist wohl,“ fragte der Prinz mit schelmischem Lächeln, „weil sie Blindenkuh mit den Mäuschen spielen?“

Und als Sonnenaufgang ihrem Gemahl leise zugenickt hatte, befahl der Prinz, daß es demgemäß geschähe.



Früchte und Samen.

Eine naturwissenschaftliche Entdeckungsreise in der Speisekammer.

Von Hermann Wagner.

Original-Zeichnungen von Fedor Kliner.

Bente giebt's Aepfel und Nüsse, sagte der alte Botaniker zu seinen jungen Freunden, — dazu Feigen, Rosinen und noch viele andere Herrlichkeiten, — wenn auch nicht alle zum sofortigen Verzehren, so doch zum genaueren Ansehn und zum geistigen Genuß.

Wir wollen auch nicht gleich zum Anfange hinaus in den Wald stürmen oder auf den Flügeln der Phantasie zwischen West- und Ostindien hin und her fliegen, sondern wollen diesmal behaglich in der Speisekammer der Mama anfangen, die uns schon vielerlei bietet.

Ihr werdet bereits merken, daß wir heute Samen und Früchte der Gewächse etwas näher betrachten wollen, nachdem wir zuvor das Leben der Wurzeln, das Arbeiten der Blätter und die Vorgänge in den Blüten der Pflanzen zu belauschen suchten. Machen wir uns zunächst den Unterschied zwischen Samen und Frucht deutlich!

Sobald die Samenknoospen der Blüten durch den Blütenstaub befruchtet worden sind und sich ein Keimling in ihnen erzeugt, werden sie zu Samen. Haben sie außer der Samenhaut noch anderweitige Umhüllungen, so bilden letztere mit ihnen gemeinschaftlich die Frucht.

Wir finden hier in einem Kasten der Speisekammer ausgeläuferte Erbsen, in einem andern weiße und bunte Bohnen, — beides sind Samen. In der Schüssel dort stehen grüne Bohnen, welche zu Salat oder Gemüse zerschnitten werden sollen. Oeffnen wir eine derselben, so finden wir darin die Samenkörner, die weißen Bohnen, in noch jugendlichem, weichem Zustande. Das ganze, lange, grüne Ding ist eine Hülsenfrucht; es besteht aus zwei Schalen, an deren einer Nath die Samenkörner liegen. Bei den grünen



Hülsenfrucht.

Erbsen ist es ähnlich. Die fingerlangen Früchte, welche man von der Erbsenpflanze abpflückt und zum Verkauf bringt, sind Hülsenfrüchte; — die runden, süßen Erbschen sind die noch unreifen Samenkörner. Jedes solches Samenkorn, jede Bohne und Erbse, zeigt zu äußerst eine Haut, die Samenhaut, welche sich abstreifen läßt. Der übrige Inhalt zerfällt dann in die beiden dicken Samenlappen, zwischen denen der Keimling liegt. Letzterer hat bereits ein deutliches Stengelendchen, das Federchen, mit

Wieder hat nicht nur die „Deutsche Jugend“ sondern die deutsche Jugend-Literatur überhaupt einen schweren Verlust zu beklagen. Hermann Wagner ist nach kurzem Krankenlager heimgegangen. Er war einer der ersten und bekanntesten Jugendschriftsteller unserer Zeit und ein anerkannt tüchtiger Fachgelehrter.

Eine frische, lebendige Natur, bescheiden und liebenswürdig, gutherzig und heiter, ein unermüdlicher Arbeiter, Freund der Natur und der Jugend, so wird er in der Erinnerung immer vor uns stehen.

Er verstand es wie Wenige den Schatz eines reichen Wissens, besonders auf dem Felde der Naturkunde, der Jugend zu vermitteln, und sie in sinniger, oft fast spielender Weise in die Geheimnisse des Naturlebens, vor allem der Pflanzenwelt, einzuführen.

In Tausenden hat er den Sinn für die Beobachtung der Natur, Wissensdrang und Forschertrieb erweckt, und sie mit Bewunderung und Verehrung für die Werke des Schöpfers erfüllt.

Durch seine vielen kleinen und größeren Jugendschriften, unter denen die verschiedenen Folgen der „Entdeckungsreisen in Haus und Hof, Feld und Flur, Wald und Haide“ etc., wohl die verbreitetsten und beliebtesten sind, hat er sich den bleibenden Dank der Jugend und ihrer Erzieher, — durch seine größeren botanischen Werke die hohe Anerkennung aller Naturfreunde und Fachmänner, — durch seine meisterhafte, einfach gesunde und lebensvolle Darstellungsweise einen ehrenvollen Platz in unsrer Literatur gesichert.

Mit Liebe und Verehrung wollen auch wir immerdar dieses edlen Jugendfreundes gedenken.

Der Herausgeber.

den winzigen Anfängen der ersten Blättchen, und diesem gegenüber das spitze Würzeldchen. In den Samen unserer einheimischen Gewächse ist stets nur Ein Keimling vorhanden, bei manchen Palmen dagegen kommen mitunter deren auch zwei vor, die sich dann zu Zwillingsbäumen entwickeln.

Aus den freiliegenden Samentknoſpen der Tannen, Fichten und Kiefern bilden ſich auch freie Samenkörnchen, die, mit Hautflügeln verſehen, ſobald ſie im dritten Jahre ihre völlige Reife erlangt haben, im Winde luſtig weiter fliegen. Die verholzten Schuppen der Zapfen dienen ihnen bis dahin als Schutz. Bei Birken, Erlen, Ulmen und Eſchen ſchwaben ganz ähnliche geflügelte Körperchen aus den Baumkronen herab. Bei ihnen ſind es aber Früchte,



Flügelſucht des Ahorn.

denn die Fruchtnoten, welche die Samentknoſpen in ſich bergen, haben ſich mit den Samen verbunden; ſie haben die häutigen Fruchtflügel gebildet.

Bei den Samen der meiſten Gräſer verwachſen die inneren Blütenſpelzen mehr oder weniger feſt mit den Fruchtnoten und bilden die Grasfrucht. Beim Reis und Hirſe treffen wir ab und zu noch ein Samenorn, das von den Spelzen umhüllt iſt. Allgemein finden wir ſolches bei dem „Glanz“, welcher dem Kanarienvogel mit als Futter dient. Das Vögelnchen verſteht es meiſterhaft den Unterſchied zwiſchen dem eigentlichen Samenorn und ſeinen trockenhäutigen gelben Fruchtſpelzen auszufinden und beide mittelſt der ſcharfen Schnabelränder von einander zu trennen. In denjenigen Ländern, in denen man noch keine Stampfmühlen erfunden hat, wie z. B. im Innern Afrikas, iſt es eine ziemlich anſtrengende Arbeit, von den Reiskörnern die braunen rauhen Spelzen durch Stampfen mit Holzkeulen in großen hölzernen Mörſern zu entfernen. Die in Wald und Gebüſch verſteckten Dörfer des Sudan verrathen ſich am Abend dem Reiſenden ſchon aus der Ferne durch das Getöſe, welches die Reisſtampfen hervorbringen.

Die Rübsenkörnchen, die gewöhnlich den zweiten Beſtandtheil des Kanarienvogel-Futters bilden, ſind ächte Samen. Das braune Häutchen, welches der kleine Sänger auch von ihnen abſchält, iſt die Samenschale. Sie wuchſen in einer Schote der

Rübsenpflanze, welche, ähnlich wie die Hülsenfrucht, aus zwei Fruchtblättern beſteht, in der Mitte aber noch eine häutige Scheidewand beſitzt, zu deren beiden Seiten die Samenkörnchen abwechſelnd links und rechts angeheftet ſind.



Schotenfrucht.

Wir finden bei unſern weiteren Forſchungen in der Speiſekammer auch ein Papierſäckchen mit Mohn. Die kleinen grauen Körnchen werden in der Küche zu Kuchen und Brühen verwendet, können aber auch dem Zeiſig — wenn wir einen beſitzen — als Futter dienen. Sie ſtammen aus dem Mohnkopf, der aus zahlreichen Fruchtblättern mit Scheidewänden an der Innenseite gebildet wird. Derſelbe öffnet ſich in zahlreichen Löchern unterhalb der vielſtrahligen Narbenscheibe an ſeiner Spitze. Hülſe, Schote und Mohnköpfe bezeichnet man als Kapſelſrüchte, da ſie ſich bei der Reife öffnen und ihre Samen austreten laſſen. Eine intereſſante Ausnahme macht die beliebte wohlriechende Reſede. Ihre Kapſeln öffnen ſich an der Spitze bereits lange vorher, ehe die Samen reif ſind, ſo daß man das Wachſthum der letztern bequem von Tag zu Tag verfolgen kann.

Im Gewürzläſtchen der Küche treffen wir Kümmel, dann auch eine Düte mit Fenchel, welcher zu Thee beſtimmt iſt. Auf der Küchenbank liegt ein Büſchel Dill, zum Einmachen der Gurken beſtimmt. Bei dieſen drei haben wir es nicht mit Samen, ſon-



Theilfrüchtchen des Kümmels.

dern mit Früchten zu thun, und zwar mit Theilfrüchtchen. Jene Pflanzen gehören zu den Doldengewächſen; bei ihren Blüten ſteht der Fruchtnoten unterhalb der Blumenblätter und iſt mit dem Kelche innig verwachſen. Bei der Frucht reife ſpaltet ſich die Frucht der Länge nach in zwei Hälften, die anfänglich noch durch dünne Mittelſtielchen zuſammenhängen. Jedes Kümmelkörnchen enthält ein Samen-

korn, das von der Hälfte des Kelches umgeben und mit derselben innig verwachsen ist.

Suchen wir in den Kästchen und Regalen der Küche und Speisekammer weiter! Nachdem wir Kapsel Früchte und Theilfrüchte kennen gelernt, kommen wir jetzt zur dritten Hauptgruppe der Früchte. Wir finden einen Kasten mit Rosinen und eine Dütte Pfeffer, — hier haben wir Schließfrüchte! Sie erhalten ihre Bezeichnung davon, daß sie auch bei der Samenreife geschlossen bleiben. Der schwarze Pfeffer sind die getrockneten, unreifen Beeren des Pfefferstrauches; der weiße Pfeffer sind reife Beeren, von denen man jedoch die oberste rothe Beerenhaut entfernt hat. Die großen Rosinen sind die getrockneten Beeren des Weinstocks; sie enthalten mehrere harte

denen Fruchtknoten verschmolzen und zeigt an der Spitze noch die vertrockneten Blätterüberreste als dunkles Pünktchen. Der gleiche Fall findet statt bei den Äpfeln, Birnen und Hagebutten. Hier ward auch der Kelch fleischig, die Fruchtblätter der einzelnen Fruchtknoten dagegen wurden bei Äpfeln und Birnen pergamentartig häutig und umgeben die Samenerne als Gehäuse. Bei den Samen der Rosenfrucht bedecken sich die einzelnen Fruchtknoten innerhalb des fleischigen Kelches mit unangenehmen Borsten, die deshalb vor dem Küchengebrauche sorgsam entfernt werden.

Kirschen, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsichen entstehen aus den Fruchtknoten. Der Blütenkelch nimmt hier keinen Antheil an der Bildung der flei-



Fruchtgruppe.

Samenerne. Die Weinbeeren entstanden aus dem Fruchtknoten der Weinblüte. In dem Kästchen daneben finden wir auch kleine Rosinen, sogenannte Korinthen. Es sind dies ebenfalls getrocknete Weinbeeren, jedoch solche, denen die Samenerne fehlen. Bei den sogenannten Paradiesseigen oder Bananen, einer in Tropenländern sehr verbreiteten Nährfrucht, zieht man ebenfalls mit Vorliebe eine Sorte, in deren Früchten die Samen fehl schlagen. Man vermehrt sie natürlich durch Stecklinge, wie solches auch beim Zuckerrohr allgemein ist, da selbiges gewöhnlich keinen Samen reift.

Auf dem nächsten Regal der Speisekammer stehen eine Reihe Gläser mit Eingemachtem. Die Johannis- und Stachelbeeren, welche uns zuerst auffallen, ähneln in vielen Stücken den Weinbeeren; bei ihnen ist jedoch der Kelch mit dem saftig gewor-

schigen Frucht, sondern fällt ab. Es besteht bei ihnen die Frucht aus drei Lagen: aus der äußeren Fruchthaut, aus dem Fruchtfleisch und dem harten Kerngehäuse, dem Stein. Diese drei Schichten können bei demselben Gewächs aber in ihrer Dike und sonstigen Beschaffenheit sehr verschieden sich ausbilden. Am stärksten zeigen sich diese Abweichungen bei der Pfirsiche. Die Pfirsichenfrucht bietet Uebergänge einerseits zur Nektarine, andererseits zur Mandel, welche letztere bekanntlich sogar dünnhäutig als Knackmandel vorkommt. Blüten und Blätter stimmen bei ihnen in allen wesentlichen Theilen überein; die Pflanzkundigen betrachten alle drei Formen deshalb als aus demselben Gewächs entstanden. Auch bei den Walnüssen finden wir die innere Kernhülle (die Nußschale) von sehr verschiedener Dike und Festigkeit.

Bei den Himbeeren und Brombeeren sitzen in den Blüten zahlreiche Stempel beisammen. Die Fruchtknoten der letztern werden bei der Samenreife fleischig und bilden durch ihre Vereinigung zusammengesetzte Beeren. Die Maulbeere scheint auf den ersten Blick den letzteren ähnlich, entsteht jedoch nicht aus einer einzelnen Blüte, sondern aus der Verschmelzung zahlreicher Beeren, von denen jede zuvor den Fruchtknoten einer besonderen Blüte darstellte.

Eine ganz eigene Verwandtschaft hat es mit der Erdbeere, die beim flüchtigen Hinschauen ebenfalls den vorigen ähnlich erscheint. Bei ihr hat sich der Blütenboden zu einer Scheinbeere vergrößert und trägt die hart gewordenen Früchtchen — die früheren Stempel — über seine Oberfläche zerstreut, als dunkle Körnchen. Die Feige, so wenig Ähnlichkeit sie auch sonst mit dem vorigen Gewächs hat, könnte fast eine umgewendete Erdbeere genannt werden. Bei ihr ist der Blütenboden tief krugförmig eingesenkt; seine Ränder nähern sich an der Spitze der Feige so weit, daß nur noch eine kleine Oeffnung frei bleibt. Im Innern der Höhlung stehen jedoch zahlreiche winzige Blüthen neben einander, deren Fruchtknoten später sammt dem Fruchtboden fleischig werden und welche dann die kleinen Samenkörnchen bergen.

Auch bei der Ananas wird der allgemeine Blüten- und Fruchtträger fleischig und saftig; die Schuppenblättchen, in deren Winkeln die einzelnen Fruchtknoten stehen, nehmen mit ihrer größeren unteren Hälfte ebenfalls an dieser Umwandlung Theil. Im heißen Mittelamerika und in Westindien pflegt man als Obst die Caju (*Anacardium occidentale*). Bei diesem Gewächs schwillt der Fruchtsiel birnenartig auf, sieht hübsch gelb und rothbäckig aus und trägt auf seiner Spitze die eigentliche dunkelbraune Frucht, welche an Gestalt einer Hasenniere ähnelt, ungenießbar ist und wegen ihres scharfen Saftes ehemals in den Apotheken unter dem Namen Elephantenlaus als Mittel gegen Rheumatismen in Gebrauch war. Der erwähnte Fruchtsiel des Caju hat zwar frisch einen etwas herben Geschmack, giebt aber in Zucker gesotten ein angenehmes Obst. Einen ganz ähnlichen Bau hat auch die sogenannte holländische Kirsche (*Exocarpus*), bei welcher der genießbare Fruchtsiel die Gestalt einer roth und gelben Kirsche annimmt und an seiner Spitze die trockne unansehnliche Frucht trägt. Die Ansiedler erzählten deshalb, in Neuholland sei alles umgekehrt wie in Europa, hier trügen die Kirschen ihre Steinkerne außen. Die Japaner kultiviren seit alten Zeiten die Hovenie als Obst; der genießbare Theil besteht hier ebenfalls

in dem angeschwollenen, fleischigen, gemeinsamen Fruchtsiel.

In einem bekannten Lehrgedicht bewundert ein Landmann, dem eine Eichel auf die Nase gefallen war, die Weisheit der Einrichtung in der Natur darin, daß unsre Bäume kleine Früchte tragen, die großen Kürbisse dagegen an niedrigen Ranken erzeugt werden. Für unsere einheimische Pflanzenwelt ist dies allerdings richtig, für die Gewächse der heißen Zone paßt es dagegen nicht. Dort wachsen die größten Früchte gerade auf hohen Bäumen und haben beim Abfallen auch wirklich schon mehr als einen Menschen erschlagen. Die gewöhnliche Kokosnuß ist allbekannt. Schon eine solche vermag sich empfindlich bemerklich zu machen, wenn sie, aus der hohen Palmenkrone herab unten einem Luftwandelnden gerade auf den Kopf fällt. Noch viel stärker aber wird die Wirkung bei der sogenannten „doppelten“ oder Meerkokos sein, der Frucht einer auf den Seeschellen-Inseln wachsenden Palme (*Lodoicea*). Eine solche Meerkokosnuß hat einen Meter im Umfange, 45 Centimeter in der Länge und ein Gewicht von einem halben Centner. Sie wächst in einer Palmenkrone, welche sich 30 Meter, also ungefähr so hoch wie der Thurm einer gewöhnlichen Dorfkirche, erhebt.

In Südastien, besonders auf den Sunda-Inseln, gilt die Durianfrucht als eine der geschätztesten Obstsorten. Hat der Neuling erst den etwas an faule Zwiebeln erinnernden Geruch überwunden und sie einmal gekostet, so zieht er sie gewöhnlich allen andern Früchten vor. Der Reisende Wallace sagt von ihr: „Ihr Inneres besteht aus einem rosafarbenen Brei von unbeschreiblichem Wohlgeschmack. Ein würziger, buttriger, stark nach Mandeln schmeckender Eierrahm giebt die beste allgemeine Idee davon, aber dazwischen kommen Duftwolken, die an Rahmenträse, Zwiebelsauce, braunen Xereswein und anderes Unvergleichliche erinnern; dann ist der Brei von einer würzigen, klebrigen Weichheit, die sonst keinem Dinge zukommt, ihn aber noch delikater macht. Die Frucht ist weder sauer, noch süß, noch saftig, und doch empfindet man nicht den Mangel einer dieser Eigenschaften, denn sie ist vollkommen, so, wie sie ist. Sie verursacht keine Uebelkeit und bringt überhaupt keine schlechte Wirkung hervor. Je mehr man davon isst, desto weniger fühlt man sich geneigt aufzuhören.“ Durian essen ist eine neue Art von Empfindung, die eine Reise nach dem Orient lohnt.“ — Diese ausbündige Delicatsse wächst aber auf einem Baume, der so hoch ist wie unsre Ulme. Die reife Frucht hat die Größe einer starken Kokosnuß und

ist über und über mit kleinen, starken und scharfen Stacheln bedeckt. Die äußere Rinde ist dabei so dick und zähe, daß, von welcher Höhe sie auch herabfallen mag, sie doch nicht zerbricht. Ist die Frucht reif, so fällt sie von selbst herab. Man hört auf den Sunda-Inseln nicht selten von Unglücksfällen bei Leuten, die unter den Bäumen gerade gingen oder arbeiteten. Wenn eine Durian bei ihrem Falle Jemanden trifft, so verursacht sie eine furchtbare Wunde. Die starken Stacheln reißen das Fleisch auf und der Schlag selbst ist sehr heftig. Die starke Blutung, welche sie veranlaßt, wird aber von den Eingebornen gerade als ein Vortheil bezeichnet, weil sie eine Entzündung der getroffenen Theile verhütet. Ein Dajak-Häuptling erzählte dem genannten Wallace, daß er von einer auf seinen Kopf gefallenen Durian niedergeschlagen worden sei und geglaubt habe sterben zu müssen, sich aber in verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder erholt habe.

Auch die amerikanischen Wälder enthalten genug ansehnlich große Früchte. Die brasilianischen Kastanien oder Paranüsse (Juvia), welche bei uns vielfach käuflich zu haben sind, stammen von einem mächtigen Baum (Bertholletia), der 30 bis 40 Meter hoch wird. Die Paranüsse sitzen als Samenkörner zu 15 bis 20 in einer Fruchtkapsel, deren Größe wir uns darnach vorstellen können. Die Indianer besteigen zur Zeit der Ernte die Bäume und schlagen mit langen Stangen die riesigen Früchte herab. Beim Herunterfallen verursachen letztere ein gewaltiges Klappern, Rasseln und Poltern und werden nachmals von den Frauen und Kindern am Boden zusammengelesen. Zuvor müssen diese aber sich in entsprechender Entfernung halten, da die mächtigen Früchte ernstliche Verletzungen verursachen können. In Gesellschaft der Paranüsse wächst auch der Topfbaum; dessen Früchte ähneln hübschen runden Töpfen und sind sogar mit einem ablösbaren Deckel von der Größe eines Fünftelstückes versehen. Bei den Früchten des ebendasselbst vorkommenden Streusandbüchsenbaumes bleibt der Deckel auf der Frucht und ist, wie bei einer Streusandbüchse von zahlreichen Löchern durchbrochen, aus denen die Samen herausfallen.

Als Lieferant von Küchen- und Tafelgeschirr gilt im heißen Amerika besonders der Kalabassenbaum. Seine halbirtzen zähen Fruchtschalen geben zwei hübsche Schüsseln und sind als solche auch allgemein bei Negern und Indianern gebräuchlich. In Asien haben die Fruchtschalen des Flaschenkürbis eine ähnliche Aufgabe zu erfüllen. Bei letztgenannter Frucht vermag man sogar sich die verschiedenen Sorten Geschirr zu „erziehen“. Man umwickelt näm-

lich die junge Frucht des Flaschenkürbis an gewissen Stellen mit Bast oder Zeug, hemmt dadurch theilweise ihr Dickenwachsthum und letzteres kommt dann um so mehr den freibleibenden Theilen zu Gute. Wird der Kürbis z. B. in der Mitte umwickelt, so erhält man jene zweibauchige, in der Mitte eingeschnürte Flaschenform, die als „Pilgerflasche“ allgemein bekannt ist. Wird der größere Grundtheil der Frucht umwunden, so bleibt er stielähnlich dünn. Die Fruchtschale giebt dann eine bauchige, mit dünnem Halse versehene Flasche, oder, wenn man sie der Länge nach halbirt, zwei Vorlegelöffel. Die Schale des Flaschenkürbis ist lederartig zähe und wasserdicht; das lockere Fruchtmark läßt sich leicht entfernen.

Der Keimling innerhalb des Samenkornes ist von der Mutterpflanze mit Vorrathsstoffen versehen, die sein Wachsthum während des Keimens ermöglichen sollen. Sie reichen so lange aus, bis das Keimpflänzchen genugsam Wurzeln und Blätter gebildet hat, um durch deren Beihülfe sich die nöthige Nahrung selber zu verschaffen. Jene Nahrungsstoffe sind entweder innerhalb der Samenlappen aufgespeichert, oder sie erfüllen als formlose Masse das Innere des Samens neben dem Keimlinge. In letzterem Falle nennt man sie Samen-Eiweiß. Bei



Samen von Weizen.

den sogenannten Spizkeimern findet sich nur ein einzelner Samenlappen am Keimling, bei der Mehrzahl der übrigen Samenpflanzen sind deren zwei vorhanden, und diese ganze große Gruppe wird danach als Zweisamenlappige bezeichnet. Zu ihnen stellt man aber, der sonstigen Uebereinstimmung wegen, auch eine ziemliche Anzahl Gewächse, bei deren Keimlingen man drei Samenlappen gefunden hat. Die Nadelhölzer enthalten sogar 4, 5 oder noch mehr derselben und gehen als Keimpflänzchen mit eben so viel Blättchen auf. Die erwähnten Nahrungsvorräthe in den Samen bestehen zum großen Theil aus Stärkemehl, vielfach sind sie aber auch in Form fetter oder ätherischer Oele aufgespeichert. Rübsen, Mohn und Ruskkerne enthalten fettes, Kummel, Dill und Fenchel dagegen ätherisches Oel. In manchen Samen sind die Vorrathsstoffe in so dichter und fester Form zusammengedrängt, daß sie beinhart erscheinen. So erhalten die in Mittelamerika wachsenden Elfenbeinnüsse, die Samen der Elfenbeinpalme

(Phytelephas), sobald sie ausgetrocknet sind, eine solche Härte, daß sie vom Drechsler wie Elfenbein zu kleinen Kugeln, Knöpfen und ähnlichen kleinen Gegenständen verarbeitet werden.

Während durch Knollen, Brutzwiebeln, Ausläufer und Stocksprossen die Gewächse sich in der Nähe der Mutterpflanze vermehren, sind die Samen darauf berechnet, sie nach entfernteren Stellen hin zu verbreiten. Hierbei wirken nicht selten die Mutterpflanzen selbst mit, außerdem sind aber auch alle möglichen Naturkräfte mehr oder weniger mit behülftlich. Der Wind trägt jene mit Flügeln versehenen Samen und Früchte nach entfernten Plätzen, desgleichen die mit Federkronen, ausgestatteten Früchte der Korbblütigen, die in Wolle gehüllten Samen der Röhrenblütler, Weidenröschen, Schwalbenwurzgewächse, der Baumwollenstauden und Wollenbäume. Die Samen der auf Baumästen angesiedelten Orchideen der Tropen sind so staubfein, auch diejenigen des Portulak, der Primel u. a., daß die bewegte Luft dieselben leicht weiter trägt. Heftige Wirbelwinde reißen sogar gelegentlich schwerere Samen mit empor und lassen dieselben an weit entlegenen Stellen wieder fallen. In Abyssynien erlebte man förmliche Samenregen, bei denen die Körner des dort als Getreide gebräuchlichen Rispengrases herniederfielen. In den asiatischen Steppen sind Gipskräuter und ähnliche Gewächse als „Steppenhexen“ bekannt, da bei Stürmen die ganzen dünnen, samen tragenden Stauden abgebrochen werden und über die weite Steppe dahin rasen.

Das Wasser zeigt sich ebenfalls bei Verbreitung der Samen und Früchte hülfreich. In der Umgebung der Hochgebirge sprossen an den Bach-, Fluß- und Seeufer mancherlei Pflänzchen, deren Samen durch die Quell- und Gewitterwasser von den Höhen herab geführt wurden. Der Golfstrom des atlantischen Ozeans führt mancherlei Samen aus dem Meerbusen von Mexiko zu entlegenen Küsten, selbst bis zum europäischen Nordkap. Kokosnüsse werden in der Südsee durch die Meeresströmungen von einer Korallen-Insel zur andern getragen. Der längere Aufenthalt im Seewasser schadet ihrer Keimkraft nichts, da sie außer der harten Nußschale außen noch von einer dichten Faserhülle umgeben sind. Korallenriffe, Sand- und Schlammbanken, die neu aus dem Meere auftauchen, werden durch der-

gleichen angeschwemmte Samen mit Pflanzenwuchs versehen.

Manche Pflanzen schleudern ihre Samen sogar selbstthätig weiter oder versehen sie mit Stacheln, Grannen, Haken und anderen Vorrichtungen, durch deren Hülfe sie sich an Thieren und Menschen anhängen und so durch letztere weiter tragen lassen. Die Balsamine heißt „Kräutchen Rühr' mich nicht an!“ weil ihre Fruchtkapseln bei gehöriger Reife mit einem Ruck ihre Klappen elastisch aufschnellen, zurückrollen und dadurch die Samen ziemlich weit fortzuschleudern. Die in Kleinasien wachsende Spriz- oder Efels-Gurke spritzt beim Abfallen aus dem Stielloche ihren schleimigen Inhalt ins Freie, unter Umständen natürlich auch demjenigen ins Gesicht, der sie abbricht. In dem Gefieder der Zugvögel, selbst in den Erdtheilen, welche an den Füßen der größern Arten haften, sind vielfach Pflanzensamen gefunden worden, die auf solche Weise viele Meilen weit fortgetragen werden können. In Schafwolle und Schweinsborsten hängen sich die Samen von Schneckenklee, Pfriemengras und ähnlichen Gewächsen fest, werden durch die Thiere verschleppt und durch den Handel selbst von einem Erdtheile zum andern verführt.

Beerenfressende Thiere scheiden häufig die harten Samenkerne unverdaut wieder aus und tragen dadurch zur Verbreitung ihrer Nährgewächse absichtslos aber erfolgreich mit bei. Misteldrosseln bringen auf diese Art die schmarogenden Misteln von einem Baume zum andern. Die zum Färben der Rothweine in Südeuropa eingeführte Kermesbeere ward durch Vögel von einem Orte zum andern verbreitet; auf den britischen Inseln geschah dasselbe durch Ziegen und Kühe mit der Berberitze. In den kaffeeerzeugenden Ländern Südasiens wird der Kaffeestrauch durch Beihülfe einer Marderart, welche seine fleischigen Beeren frisst, ausgesät.

Eben so zahlreich sind auch die Vorrichtungen, durch welche es den Samen ermöglicht wird bis zu der erforderlichen Tiefe in die Erde einzudringen oder sich an solchen Stellen fest zu setzen, welche ihnen zum Keimen und Gedeihen von Vortheil sind. Wir wollen uns jedoch für diesmal genügen lassen mit dem, was uns bei unserm heutigen Ausfluge Früchte und Samen bereits geboten haben, und Weiteres für eine etwaige spätere Wanderung aufsparen.



Heinrich das Findelkind.

Von

F. Robert.



Der Arlberg ist ein Gebirge, welches die Grenze zwischen den beiden österröichischen Provinzen Tirol und Vorarlberg bildet. Auf der höchsten Höhe der Fahrstraße, welche über dieses Gebirge führt, in unbewohnter Einöde stehen einige Gebäude mit alterthümlichen Mauern. Das größte derselben ist ein Hospiz, das heißt ein Gebäude, in welchem Reisende, welche des Weges ziehen, den namentlich zur Winters- und Frühjahrszeit Lawinen und Schneewehen arg zerstören, Aufnahme und Herberge finden. Aber auch arme verirrte Reisende, welche vom Frost erstarrt umsinken und den sicheren Tod finden würden, wenn nicht die Mönche, die Bewohner des Hospizes, sie aufsuchten und wieder zu beleben sich bemühten, finden in dem Hause sorgfältige Pflege. Es giebt bekanntlich namentlich in den Schweizer Alpen mehrere solche menschenfreundliche Herbergen, welche um Gottes willen, ohne Bezahlung arme verirrte und erstarrte Fußwanderer aufnehmen, aber keine derselben verdankt ihre Entstehung und Gründung einem blutarmen Hirtenknaben, wie die auf dem beinahe sechstausend Fuß hohen Gipfel des Arlbergs. Im frommen Drange christlicher Nächstenliebe gründete und förderte er durch Beharrlichkeit und ernstlichen Willen ein Werk, auf dem der Segen des Himmels sichtbar ruhte, und welches schon so viele Menschenleben gerettet hat.

Das arme Hirtenkind, welches im vierzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, hat uns seine schöne That selbst erzählt, und da ist es denn wohl am besten, wenn wir ihn in seiner rührend einfachen Schilderung selbst sprechen lassen.

„Ich war ein Findelkind. Der Mann, der mich fand, hieß Meier und war aus Kempton. Der verstarb wegen Bürgerschaft. Der hatte schon neun Kinder und ich Heinrich Findelkind war nun das zehnte. Da that er uns halb aus dem Hause, daß wir gingen und dienen sollten. Da kam ich Heinrich Findelkind zu zwei Priestern, die zogen nach Rom. Mit denen ging ich über den Arlberg und wir kamen zu einem Manne, der hieß Zalklein-über-Rain. Da sprach Zalklein: „Wo wollt Ihr mit dem Knaben hin?“ Da sprachen die Herren: „Er ist zu uns kommen auf dem Felde.“ Da sprach Zalk-

lein: „Wollt Ihr ihn uns hier lassen, daß er uns die Schweine hütet?“ Da sprachen sie: „Was er thut, das ist uns lieb.“

Und er dingte mich und gab mir das erste Jahr zwei Gulden. Da war ich denn bei dem genannten Zalklein zehn Jahre und ging mit ihm zur Kirche in dem Winter und trug ihm das Schwert nach. Da brachte man viele Leute, die waren auf dem Arlberg im Schnee verdorben, einigen hatten die Vögel die Augen ausgefressen und die Kehlen abgebissen. Das erbarmte mich Heinrich Findelkind so sehr; und ich hatte fünfzehn Gulden verdient mit dem Hirtenstab. Da ruste ich und sprach, ob jemand nehmen wollte die fünfzehn Gulden und einen Anfang machen auf dem Arlberg zu bauen, daß die Leute nicht so verdürben. Das wollte niemand thun. Da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hilfe und den heiligen Christoph, welcher ein großer Nothhelfer ist, und fing an mit den fünfzehn Gulden, die ich mit dem Hirtenstab verdient hatte, und im ersten Winter half ich sieben Menschen mit dem heiligen Almosen. Seitdem hat mir Gott und ehrbare Leute geholfen, daß ich und meine Helfer des Lebens gerettet haben fünfzig Menschen, und den Anfang hab ich an im Anfange des Jahres 1386 am Tage Johannis des Täufers.“ (24. Juni.)

Des Himmels Segen ruhte sichtbar auf diesem Werke frommer Menschenliebe. Heinrich wanderte zu Fuß durch Deutschland, Böhmen, Polen und Kroatien und bettelte für sein Haus auf dem Arlberg mit den rührenden Worten: „Liebe Kinder, ihr sollt mir Almosen geben auf den Arlberg zu Weg und Steg und zu einer Herberge, darin man beherbergt Arm und Reich, und aus dem ich mit meinen Knechten, jeglicher mit vier Schneereifen (Schlitten), alle Abend ausziehe und rufe, und wen wir im Schnee finden, den tragen wir in die Herberge und geben ihm Almosen.“

So sehr mühselig und beschwerlich die Reise des guten Heinrich auch war, so reichlich waren doch die Gaben, welche ihm zu seinem frommen Werke überall willig gespendet wurden. Sein Landesherr, Herzog Leopold der Vierte war ein Hauptförderer des Unternehmens und bestätigte die Brüderschaft, welche Heinrich das Findelkind zum Zwecke desselben gebildet hatte. Diese Brüderschaft zählte

schon nach dreißig Jahren vier Herzöge von Oesterreich, dreißig Bischöfe und Aebte, zehn regierende Grafen, sechsunddreißig Ritter und Herren und achthundert bürgerliche Männer zu ihren Mitgliedern. Die Mitglieder dieser Bruderschaft, welche die Herberge auf dem Arlberge mit reichen Mitteln unterstützte, sind in einer kostbar eingebundenen Pergamentschrift verzeichnet, welche noch heute im kaiserlichen Hausarchive zu Wien zu sehen ist. Darin steht auch die Erzählung von Heinrich dem Finkelkind selbst, welche wir oben mitgetheilt haben.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hob Kaiser Joseph II. die Bruderschaft auf und ließ statt des Saumpfades, der bis dahin allein über den Arlberg geführt hatte, eine kunstvolle Landstraße bauen. Aber die alte, von Heinrich dem Finkelkind gegründete Herberge, und die kleine dem heiligen Christoph geweihte Kirche stehen noch heute da oben unter den schroffen Kalkfelsen mit ihren gewaltigen Eislagern, und legen laut sprechend Zeugniß ab dafür, was ein frommer, ernster Wille eines armen Hirtenkundes zum Heile der Menschheit schaffen konnte.

Das Eselspiel.

Mitgetheilt von

Robert Löwike.

Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.

„Was will denn Herr Langohr hier und was hat es denn mit dem Eselspiel für eine Verwandtniß?“ höre ich meine jungen Freunde fragen. Nun ich will sogleich Alles erklären und verspreche euch ein recht unterhaltendes Spiel für Jung und Alt, für Groß und Klein. Es wird sich bei unserm Spiel nicht etwa darum handeln, einen Esel zu besteigen und zum Ergözen der Andern Reiterkunststücke zu machen, sondern es wird darauf ankommen, nach und nach einen Esel zu zeichnen. „D,



einen Esel zeichnen, das kann ich nicht“, höre ich Anna sagen. Aber nur noch wenige Minuten Geduld. Wir wollen abwarten, was Anna sagen wird, wenn ich mit meiner Erklärung fertig bin. Ich lade also meine jungen Gäste ein, mit mir an diesem Tische Platz zu nehmen und das Spiel zu versuchen. Als Eingeweihter will ich den Anfang machen und den Theilnehmern des Spiels die erste Nuß zu knacken geben.

Ich denke mir ein beliebiges Wort und mache auf eine Schiefertafel oder einen Streifen Papier in waagrechter Reihe so viele Punkte, als mein Wort Buchstaben hat. Nun ist es die Sache der Andern zu rathen, wel-

ches Wort ich mir gedacht habe. Mein Nachbar zur Linken fängt an und nennt einen Buchstaben, von dem er glaubt, daß er in meinem Wort enthalten sein könne. Hat er recht gerathen, so muß ich den Punkt an der betreffenden Stelle auslöschen und dafür den gerathenen Buchstaben hinschreiben. Hat er aber einen Buchstaben genannt, welcher nicht in meinem Wort vorkommt, so fange ich an den Esel zu zeichnen, indem ich Meister Langohrs Rumpf durch eine einfache, länglichrunde Linie andeute. Nun ist der folgende Nachbar zur Linken an der Reihe. Trifft er einen richtigen Buchstaben, so muß ich diesen wieder an die betreffende Stelle setzen. Nennt er aber



einen nicht richtigen, so zeichne ich den Hals des Esels. So geht es nun fort, und Jeder liefert einen Buchstaben zu dem zu errathenden Wort. Nachdem zehn unrichtige Buchstaben genannt sind, ist der Esel fertig. Denn der dritte nicht richtig gerathene Buchstabe giebt den Kopf, der vierte, der fünfte, der sechste und der siebente nach einander die vier Beine des Esels; der achte giebt ein Auge, der neunte die beiden Ohren und der zehnte den Schwanz.

Wenn es mir gelingt, den Esel fertig zu machen, ehe sämtliche Buchstaben des zu errathenden Wortes aufgeschrieben sind, so habe ich gewonnen, nenne das Wort, welches ich mir gedacht habe und habe nun das Recht noch ein zweites aufzugeben. Gelingt es aber den Andern, alle Buchstaben des Wortes richtig aufzufinden, ehe zehn falsche Buchstaben genannt sind, so habe ich

verloren, mein Nachbar zur Linken kommt an die Reihe und giebt uns eine tüchtige Nuß zu knacken. So geht es denn weiter. Die Zahl der Teilnehmer des Spiels ist beliebig. Schon zwei sind genügend und keine Gesellschaft ist für unser Spiel zu groß. Wer ein Wort aufgiebt, ist so lange Spielordner, bis es gerathen ist. Er fragt der Reihe nach herum und darf nicht gestatten, daß Jemand zu lange auf seinen Buchstaben warten läßt. In einem solchen Falle zählt er — Eins — Zwei — Drei. Ist bei Drei der Buchstabe noch nicht genannt, so wird der Zauderer überprungen und sein Nachbar zur Linken kommt an die Reihe.

Zur bessern Erläuterung des Spiels möge folgendes Beispiel dienen. Unsere Gesellschaft besteht aus sechs Personen. Ich soll den Anfang machen, wähle ein bestimmtes Wort von drei Buchstaben aus und schreibe auf eine Schiefertafel drei Punkte in wagerechter Reihe. Mein Nachbar zur Linken fängt an und rath „a“. „Nein“, sage ich, und zeichne den Kumpf des Esels. Der Folgende nennt „b“. „Nein“, und der Hals wird an den Kumpf gefügt. Der Dritte nennt „c“, der Vierte „o“. Beide Buchstaben sind nicht richtig. Es folgt also der Kopf und ein Bein. Der Fünfte rath „i“. „Wieder nicht richtig.“ Das zweite Bein wird gezeichnet. Nun ist wieder mein Nachbar zur Linken an der Reihe und rath „u“. „Richtig.“ Ich lösche den mittleren der drei Punkte aus und schreibe an dessen Stelle „u“. Der Folgende nennt „m“, sein Nachbar zur Linken „x“, der Nächste „f“. Alle drei Buchstaben sind falsch. Daher zeichne ich das dritte und vierte Bein und ein Auge. Die beiden Folgenden nennen „l“ und „n“, und da auch diese Buchstaben in meinem Wort nicht enthalten sind, so gebe ich dem Esel die beiden Ohren und den Schwanz, und meine Zeichnung ist fertig. Ich habe also gewonnen und nenne das Wort „Zug“, welches ich mir gedacht hatte.

Jetzt wähle ich ein Wort von neun Buchstaben, mache also neun Punkte in wagerechter Reihe. Mein Nachbar zur Linken fängt wieder an und nennt „e“. „Richtig“, der achte Punkt wird gelöscht und „e“ an dessen Stelle gesetzt. Der Folgende rath „a“. „Wieder richtig“, „a“ nimmt die Stelle des sechsten Punktes ein. Die beiden Nächsten versuchen es mit „i“ und „f“. Da aber mein Wort diese beiden Buchstaben nicht enthält, so zeichne ich Kumpf und Hals. Der Fünfte rath „l“. „Richtig“, „l“ tritt an die Stelle des dritten Punktes. Jetzt ist mein Nachbar zur Linken an der Reihe. Er nennt „u“ und hat damit den siebenten Buchstaben gerathen. Die beiden Folgenden versuchen es mit „o“ und „p“. Aber diese Buchstaben kommen in meinem Wort nicht vor. Ich zeichne also den Kopf und und das eine Bein. Der Nächste nennt „h“, der Folgende „d“. Beide Buchstaben sind richtig, und ich setze „h“ an die Stelle des fünften, „d“ an die Stelle des vierten Punktes. Jetzt sind schon sechs Buchstaben meines Wortes gerathen

und nach einander werden auch sogleich die drei noch fehlenden „B“, „i“, „x“ gefunden:

„B i l d h a u e r“.

Es sind diesmal also nur vier falsche Buchstaben genannt. Die Zeichnung des Esels bleibt unvollendet. Ich habe verloren, bin daher abgesetzt und übergebe das Scepter meinem Nachbar zur Linken.

Meine jungen Freunde will ich nun noch auf Eini- ges aufmerksam machen, was bei unserm Spiel beson- ders zu beachten sein wird. Wünschenswerth ist es, daß nur allgemein bekannte Wörter und zwar nur Haupt- wörter aufgegeben werden, damit das Rathen nicht zu schwierig ist. Andererseits muß man beim Auswählen eines Wortes darauf sehen, daß ein und derselbe Buch- stabe nicht zu oft darin vorkommt. Wer z. B. das Wort „Eroberer“ auswählen wollte, müßte, wenn „e“ gerathen würde, den ersten, fünften und siebenten Punkt löschen, und den Buchstaben „e“ an diese drei Stellen setzen. Würde dann noch der Buchstabe „r“ genannt, so würde dadurch die zweite, sechste und achte Stelle ausgefüllt und es blieben nur noch zwei Buchstaben unbekannt. „h“ rechnen wir übrigens bei unserm Spiel als zwei Buchstaben, ebenso „d“, „au“, jeden Umlaut und auch „ß“, wofür wir immer „ff“ setzen. Wenn Jemand also das Wort „Schaefer“ aufgeben will, so wird er acht Punkte zu machen haben.

Wer unser Spiel noch wenig oder gar nicht kennt, wird leicht geneigt sein, wenn er ein Wort von einer be- stimmten Anzahl Buchstaben rathen soll, sogleich selbst ein Wort von der verlangten Zahl Buchstaben zu suchen, indem er glaubt, auf diese Weise das aufzugebene Wort am schnellsten zu finden. Aber das ist weder der beste noch der nächste Weg, um zum Ziel zu gelangen. Ihr werdet gut thun, daran zu denken, daß jedes noch so kleine Wort mindestens einen Vocal haben muß, und daß die Zahl der Vocale im Verhältniß zu der der Con- sonanten sehr klein ist. Am besten werdet ihr also zuerst einige Vocale, dann einige häufig vorkommende Conso- nanten nennen, bis ihr einen oder mehrere Buchstaben gerathen und dadurch einen bestimmten Anhalt gewon- nen habt. Erst wenn ihr von drei Buchstaben wenigstens einen, von vier, fünf oder sechs Buchstaben wenigstens zwei oder drei gefunden habt, werdet ihr mit einiger Aussicht auf Erfolg versuchen können, das aufzugebene Wort selbst herauszubekommen.

Mancher von euch mag vielleicht denken, er werde nicht im Stande sein, die kleine Zeichnung, welche zu unserm Spiel nöthig ist, auszuführen. Aber diese ist wirklich leichter, als ihr glaubt; und fällt sie einmal et- was drollig oder ungeschickt aus, so giebt das nur Ver- anlassung zum Lachen und erhöht die frohe Stimmung der Gesellschaft. Also nur frisch an's Werk! Versucht einmal das Spiel. Es wird euch gefallen, und ihr wer- det es gern wieder spielen.

Sprüche von Friedrich Güll.

Wollt ihr still beisammen wohnen,
Und soll's allen wohl behagen:
Einer muß den andern schonen,
Einer muß den andern tragen.

Bieles hab' ich übereilt,
Bieles gar verträumet;
Oft hab' ich zu kurz verweilt,
Oft zu lang gesäumet.



Von

Otto Sufermeister.

1.

G steht erstaunt und müßig da,
R lebt und stirbt in Afrika.

2.

f im Kleid, **n** am Dach,
f der Schiffer Ungemach.

3.

n ein Haupt der Reden
Deutscher Heldensage,
I der Fluren Schrecken
Am Gewittertage.

4.

L steht mit Beelzebub im Bund,
Ist Widerspruch und Unnatur;
Pf davor, dann legt's den Grund
Zu aller menschlichen Cultur.

5.

Zu **a** genießest du den Thee,
Zu **n** der Weisheit **W**C.

6.

Das sieht ein Jeder sonnenklar:
Mit **n** ist's falsch, mit **r** ist's wahr.

7.

G ein alter Jugendfreund,
L ein rechter Hase;
R aus Eisen oder Holz,
L von Erz und Glase.

8.

Ein Häuptling der Araber ist's mit **h**,
Ein Stückchen nur von einem Baum mit **t**,
Und fällt mit **n** vom Mond auf Berg und See.

9.

Wer nach schwerer Fahrt dem **ü** sich naht,
Fühlt sich leicht und froh;
Wer in **i** und **a** die Fülle hat,
Fürchtet keine **o**.

Von

Friedrich Güll.

1.

Mit **ei** ist es ein tücht'ger Mann,
Der Alles stets am besten kann,
Was der Geselle einst soll nach ihm leisten.
Beehrt man dann sein Werk mit **n**,
Kann er in ungestörter Ruh'
Anhören, was die Jüngern sich erdreisten.

2.

Mit **mmm** ist es ein Handwerksmann,
Der fast nichts ohne Zähne schaffen kann.

3.

I und II.

Ich bin ein armes, vielverkanntes Thier,
Bin langsam, aber ich muß auch noch dumm sein.
Mehr Schläge krieg' ich als ein störr'ger Stier,
Und mir bleibt weiter nichts als dazu stumm sein.

III und IV.

Zu breit ist mir kein Fluß, kein Strom, kein Thal,
Mit weiten Sprüngen seh' ich doch hinüber,
Und auf mir, unter mir geht's manches Mal,
Bunt durcheinander wimmelnd, drunter, drüber.

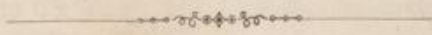
I bis IV.

Mit **s**, verpönt mich gleich ein streng Verbot,
Bin ich dennoch des faulen Schülers Beistand;
Nützt er mich heimlich, macht's ihm keine Noth,
Und richtig wird die Probe, Punctum, Streusand!

Auflösung der Räthsel Seite 32.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

- | | |
|--|--|
| 1. Gefecht, Geflecht, Geschlecht. | 2. Gold säumen; Gold träumen; großt, zäumen. |
| 3. Ausweichen, ausgleichen, austreichen. | 4. Rauch, Hauch. |



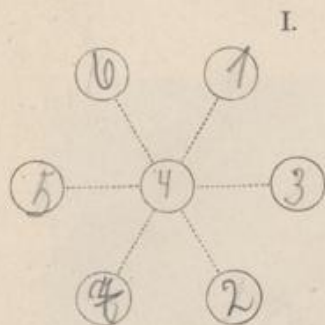
Knackmandeln.

Von Robert Löwiske.

$xy2 - 2yx = 99$

xab
 $xy2 = 10$

$x16 + 61x = 99$



I.

Wie kann man die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 in die sieben Kreise unsrer Figur so einschreiben, daß je drei Zahlen, welche auf Einer Linie stehen, immer die Summe 12 geben?



II.

Wie kann man die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 in die neun kleinen Kreise unsrer Figur so einschreiben, daß je drei Zahlen, welche auf einer geraden Linie stehen, immer die Summe 15 geben?

III.

Eine gewisse zweiziffrige Zahl hat folgende Eigenschaften. Addirt man die beiden Ziffern, so erhält man als Quersumme die Zahl 10. Vertauscht man die beiden Ziffern mit einander, so ist die neu entstandene Zahl um 54 größer als die zuerst gedachte.

Welches ist die zuerst gedachte Zahl? 28

IV.

Ich kenne eine Zahl, deren Quadrat zusammen mit ihrem Sechsfachen die Summe 91 giebt. Welches ist diese Zahl?

V.

Welche Zahl ist um eben so viel kleiner als 100, als ihr Vierfaches größer als 100 ist?

VI.

Ich kenne eine dreiziffrige Zahl, deren Quersumme 10, und deren mittlere Ziffer 1 ist. Vertausche ich die erste mit der letzten Ziffer und subtrahire die neu entstandene Zahl von der zuerst gedachten, so erhalte ich als Rest die Zahl 99. Welches ist die zuerst gedachte Zahl?

VII.

Merk auf, was ich dir heut' gebracht!
Ich hab' ein Wörtchen ausgedacht:
Hast du ihm a und u genommen,
So wirst du f i e bekommen.

VIII.

Von den Propheten mein' ich einen,
Nicht von den großen, von den kleinen.
Nimmst du das letzte-Zeichen fort,
So hast du mich. Wie heißt mein Wort?

IX.

Nimmst du von dem, was übrig ist,
Den Anfang und das Ende fort,
So wirst du — glaub' mir auf mein Wort —
Es finden, wenn du fertig bist.

Auflösung der Knackmandeln Seite 31.

I.

Zuerst fährt der Dampfer Vorwärts in die Einbuchtung und die drei von der Schleuse B kommenden Schiffe, Donau, Jller und Jsar an ihm vorbei bis über die Einbuchtung hinaus. Dann dampft Vorwärts nach der Schleuse B hin. Donau, Jller und Jsar fahren nun zurück und zwar so weit, daß Schiller in die Einbuchtung gelangen kann. Dann dampfen Donau, Jller und Jsar an Schiller vorbei. Schiller verläßt die Einbuchtung und folgt dem Vorwärts nach der Schleuse B. Donau, Jller und Jsar fahren wieder rückwärts, bis die Einbuchtung für den Neptun frei wird. Dann fahren sie nach der Schleuse A, Neptun verläßt die Einbuchtung und folgt Vorwärts und Schiller nach der Schleuse B.

II.

Zuerst werden zwei Diener über den Fluß geschickt. Einer bleibt auf dem jenseitigen Ufer, der andre bringt das Boot zurück. Dann fahren wieder zwei Diener über den Fluß. Einer von ihnen kehrt mit dem Boot zurück und bleibt auf dem diesseitigen Ufer, und nun machen zwei Herren die Fahrt hinüber. Darauf kehrt ein Herr mit einem Diener zurück. Zwei Herren machen die nächste Fahrt. Ein Diener bringt das Boot zurück und holt in den beiden folgenden Fahrten die beiden andern Diener hinüber.

III.

Olga und Alfred waren Bruder und Schwester. Ihre Eltern hatten also sieben Kinder. Emil's Eltern hatten drei Kinder. Also sieben und drei, d. h. zusammen zehn Kinder.